22. Jahrgang August 2021 €7,20 8424

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Fußnoten

Vom Glück des Gehens

8

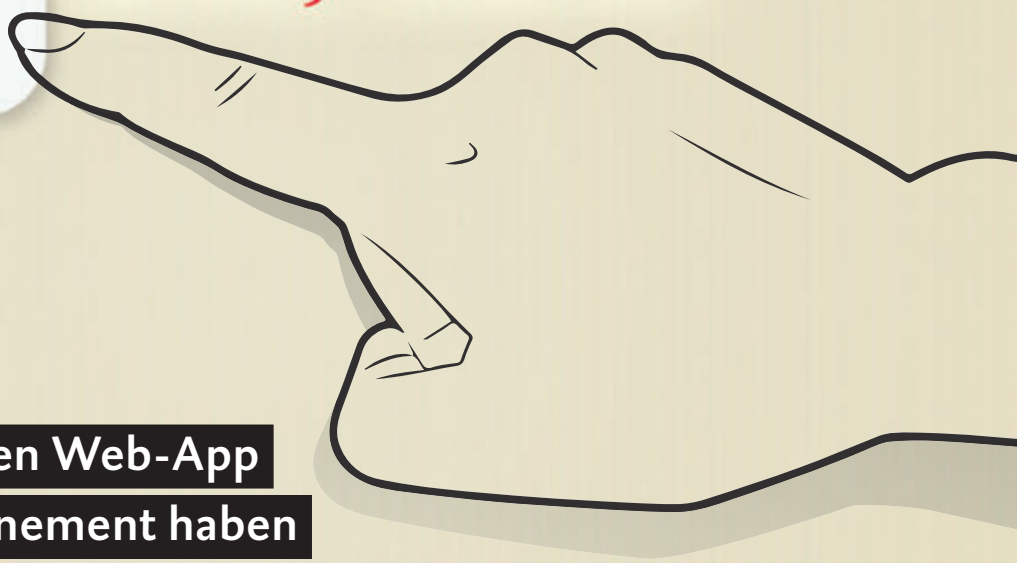
Der Schriftsteller Brian Moore ROLAND MÖRCHEN

Jeckes Museum in Israel ESTHER GARDEI

Grenzen der Verkündigung MARKUS BEILE

zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Zack, zack!



Mit unserer neuen Web-App und Ihrem Abonnement haben Sie den schnellsten Zugang:

_ zur aktuellen Ausgabe im Netz,

_ zum PDF der Print-Ausgabe,

_ zum „*z(w)eitzeichen*“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen, Kommentaren und anderen Texten

_ und dem kompletten Online-Archiv.

Die Web-App lässt sich einfach über unsere Webseite herunterladen.
Alle Informationen dazu finden Sie auf:

www.zeitzeichen.net/pwa

Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
Wolfgang Huber
Ilse Junkermann
Isolde Karle
Annette Kurschus
Ulrich Lilie
Friederike Nüssel
Christoph Schwöbel
Christiane Tietz
Gerhard Ulrich
Michael Weinrich

Liebe Leserin, lieber Leser,

wenn gar nichts mehr geht, hilft es, einfach mal zu gehen, also rauszugehen. Sei es die sprichwörtlich gewordene Runde um den Block, ein Kurztrip in die nähere Umgebung oder der sonntägliche Spaziergang auf der Promenade, durchaus mit dem (Hinter-)Gedanken, Leute zu sehen, oder von diesen gesehen zu werden – ein Gang jedweden Formats taugt zur Erlösung im Alltag.

Als Kind hingegen hasste ich Spaziergänge – jedenfalls im Vorfeld, denn eigentlich wollte ich lieber meine Spiele weiterspielen, anstatt mit der Familie „an den Deich“ zu gehen – das war früher in der Nordseestadt, in der ich aufgewachsen bin, die Spazierstrecke, die „Idiotenrennbahn“, so der garstige Ausdruck, mit dem wir später in Hamburg die Wege um die Alster belegten.

Doch schon als Kind musste ich – bewusst oder unbewusst – zugeben, dass es mir nach dem Spaziergang meist besser ging als davor. Unser Schwerpunkt zum Thema Gehen widmet sich natürlich nicht nur dem klassischen Spaziergang, sondern beleuchtet Gehen von vielen Seiten – am Ende in einem Interview mit Peter Frenkel, der 1972 bei der Olympiade in München die Goldmedaille im Gehen gewann (ab Seite 22).

So wünsche ich eine bereichernde *zeitzeichen*-Lektüre und grüße Sie mit den für diese Jahreszeit bekannten Worten von Paul Gerhardt: *Geh aus, mein Herz, und suche Freud / in dieser schönen Sommerzeit / an deines Gottes Gaben; / schau an der schönen Gärten Zier und siehe, wie sie mir und dir / sich ausgeschmücket haben*.

Ihr

Reinhard Mawick

Reinhard Mawick

12 Anwältin der Grauzonen

Die evangelische Kirche sollte der seelsorglichen Freiheit mehr Raum geben. Das ist ein Fazit der Studie von Dorothee Arnold-Krüger. Sie hat eine Umfrage unter Pastorinnen und Pastoren der hannoverschen Landeskirche durchgeführt, in der sie nach Erfahrungen in der seelsorglichen Begleitung eines assistierten Suizids gefragt hat.

Foto: picture alliance/Barbara Gindl

Foto: picture alliance/Matthias Tödt

22 Vom Glück des Gehens

Hauptsache raus, auf der Suche nach singenden Vögeln, blühenden Blumen, Sonne und anderen Menschen. Die vergangenen Monate während der Corona-Pandemie haben viele auf die Straßen, die Felder, in die Parks getrieben. Grund genug, dem Gehen auf die Spur zu kommen.

GESELLSCHAFT

8 ANDREAS BOUEKE
Kirche gegen das Glücksspiel

KOMMENTAR

11 REINHARD MAWICK
Kirchenleitung und Bibel

KIRCHE

12 GESPRÄCH MIT DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER
Anwältin der Grauzonen

14 MARKUS BEILE
Grenzen der Verkündigung

18 ARNOLD PETT
Amazonas des Nordens

KOLUMNE

17 GERHARD ULRICH
Tasten ins Unbekannte

STÖRFALL

21 ANDREAS STROBL
Verantwortung für historische Grablegen

GEHEN

24 GUDRUN M. KÖNIG
Kulturgeschichte des Gehens

27 UWE RADA
Fußgängerfreundliche Städte

31 MARTIN RÖSEL
Schritt-Tempo in biblischen Zeiten

34 BERND LOHSE
Pilgern: Beten mit den Füßen

37 GESPRÄCH MIT PETER FRENKEL
Zum Gehen geboren

RELIGION

41 ESTHER GARDEI
Das Jeckes-Museum in Israel

DAS PROJEKT

44 ANNE POLSTER
Die Konfirmation und die Jugendlichen

Titelseite: Gustave Paar beim Spaziergang (1881)
Foto: akg-images
Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

Große Verdienste

Der ehemalige EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber erinnert an den exzellenten Wissenschaftsorganisator und Theologen Adolf von Harnack (1851 – 1930). Zeitlebens hielt er eine gewisse Distanz zur Kirche, was auf Gegenseitigkeit beruhte. Dennoch erwarb Harnack große Verdienste – auch und gerade für die Kirche.

46

Foto: picture alliance/akg-images

Foto: Jörg Böthling

54

Einsatz in Mali

Zwölf Bundeswehrsoldaten wurden vor einigen Wochen bei einem Anschlag in Mali verletzt. In dem afrikanischen Land vergeht kein Tag ohne Terror und Gewalt. Jörg Böthling und Christian Selbherr haben die Truppe und einheimische Friedensstifter besucht.

THEOLOGIE

46 WOLFGANG HUBER
Adolf von Harnack und die evangelische Kirche

KULTUR

49 ROLAND MÖRCHEN
Der Schriftsteller Brian Moore

REPORTAGE

54 CHRISTIAN SELBHERR (TEXT) · JÖRG BÖTHLING (FOTOS)
Die Bundeswehr in Mali

REZENSIONEN

Musik

61 REINHARD MAWICK
Huelgas-Ensemble: Polyphonie in England

61 UDO FEIST
Jaimie Branch: Fly or Die Live

Hörbuch

62 HELMUT KREMERS
Friedrich Hölderlin: Hyperion

Bücher

62 KATHRIN JÜTTE
Rebecca Solnit: Wanderlust

63 GUDRUN MAWICK
Thomas Hirsch-Hüffell: Die Zukunft des Gottesdienstes

63 JOHANN HINRICH CLAUSSEN
Heinrich Assel (Hg.): Karl Holl

64 FRIEDEMANN PANNEN
Volker Reinhardt: Die Macht der Seuche

65 PETER NOSS
Jehoschua Ahrens: Gemeinsam gegen Antisemitismus

67 ANGELIKA OBERT
Asfa-Wossen Asserate/Annette Friese (Hg.): Toleranz

68 MICHAEL MAILLARD
Jurij Koch: Hana. Eine jüdisch-sorbische Erzählung

68 JÜRGEN ISRAEL
Felicitas Hoppe: Fährmann, hol über!

66 Autoren
64 Buchtipps
3 Editorial
69 Filmtipps
67 Impressum
52 Klartext
72 Kulturtour
59 Leserbriefe
6 Magazin
72 Notabene
71 Notizen
70 Personen
73 Punktum
73 Veranstaltungen
74 Vorschau

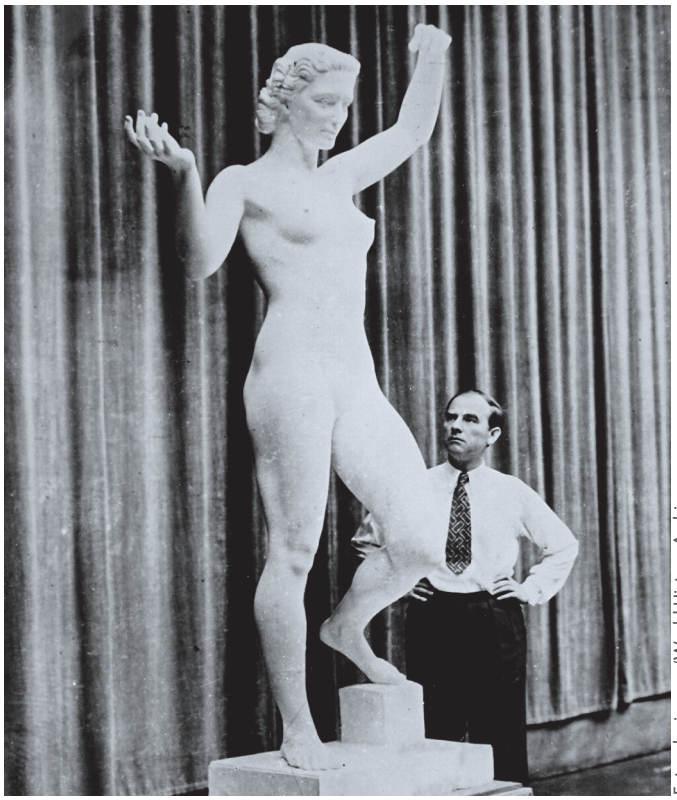


Foto: akg-images/World History Archive

Ausstellung über „gottbegnadete“ NS-Künstler

Das Deutsche Historische Museum in Berlin zeigt ab Ende August eine Ausstellung zur NS-Geschichte und über den Kunstbetrieb der Bundesrepublik. Dabei sollen am Beispiel mehrerer im Nationalsozialismus bedeutender Künstler wie Arno Breker, Hermann Kaspar, Willy Meller und Paul Mathias Padua deren Nachkriegskarrieren thematisiert werden. Die Ausstellung „Die Liste der ‚Gottbegnadeten‘. Künstler des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik“ wird vom 27. August bis zum 5. Dezember gezeigt. Die Liste, auf die der Titel der Ausstellung Bezug nimmt, war im August 1944 im Auftrag von Adolf Hitler und Joseph Goebbels zusammengestellt worden. Darauf fanden sich 378 Künstlerinnen und Künstler, darunter 114 Bildhauer und Maler. Diese galten damit als „unabkömmlich“ und blieben vom Front- und Arbeitseinsatz verschont.

Programm zur Kulturhauptstadt Europas

Die Finanzierung für das Programm der Kulturhauptstadt Europas 2025 steht: In Chemnitz haben Bund, Land und Kommune eine entsprechende Vereinbarung unterzeichnet. Demnach stehen dafür insgesamt rund 66 Millionen Euro bereit. Das Geld fließt in die Umsetzung des künstlerischen Programms, darunter die „Stadt am Fluss“ mit neuen Erholungsorten. Der Bund beteiligt sich mit 25 Millionen Euro an der Finanzierung, der Freistaat Sachsen mit bis zu 20 Millionen Euro und die Stadt Chemnitz mit knapp 21,3 Millionen Euro.

Hochkarätige Tagung zur Garnisonkirche

Über den umstrittenen Aufbau des Kirchturms der Potsdamer Garnisonkirche und das spannungsreiche Verhältnis von Kirche und Nation wird es im Herbst eine hochkarätige Tagung in Berlin geben. Am 1. und 2. Oktober soll sie im Dietrich-Bonhoeffer-Haus in Berlin-Mitte stattfinden. Als Themen sind unter anderem geplant: „Nationalismus und Rassismus im Namen Christi“, „Das schwierige Erbe des Nationalprotestantismus“ und „Rechtes Christentum und Staatsräson“. Veranstalter sind die Vereinigungen *Lernort Garnisonkirche* und die Martin-Niemöller-Stiftung e.V. – unterstützt von der Bundeszentrale für politische Bildung. Zu hören sein werden unter anderen Wolfgang Huber, Hajo Funke, Micha Brumlik, Christan Staffa, Angelika Dörfler-Dierken, Eckart Conze, Manfred Gailus und Philipp Oswalt. Mehr Informationen unter: *www.lernort-garnisonkirche.de*

Entscheidung über Erhalt von Dörfern

Der Aachener Bischof Helmut Dieser hat eine wesentlich frühere Entscheidung für den Erhalt der vom Braunkohletagebau betroffenen Dörfer bei Erkelenz gefordert. Der Beschluss der nordrhein-westfälischen Landesregierung vom März mit der Verschiebung der Entscheidung über die Zukunft der Dörfer auf 2026 bedeute für die Menschen „weitere fünf Jahre Ungewissheit“, erklärte der Bischof. Diese „Verlängerung des Schwebezustandes“ lasse die Menschen „mit ihrem Lebensglück dafür bezahlen“. „Die Menschen brauchen Klarheit für ihre Zukunft“, appellierte Dieser. Bis Ende 2026 soll entschieden werden, ob die fünf Dörfer am Tagebau Garzweiler II tatsächlich dem Bergbau weichen müssen. Von den drei derzeitigen Tagebauen in Hambach, Garzweiler und Inden sollen demnach bis Ende der 2020er-Jahre zwei geschlossen werden.

Foto: dpa/Hendrik Schmidt

Foto: akg-images

Sozialen Standards gehorchen

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) wirbt in einem so genannten Impulspapier für ein nachhaltiges und gerechtes Finanzsystem. „Nach wie vor gilt: Wirtschaft und Finanzsystem sollen dem Wohl der Allgemeinheit dienen und die Interessen zukünftiger Generationen mit berücksichtigen“, heißt es in dem offiziellen Papier, das von der EKD-Kammer für nachhaltige Entwicklung verfasst wurde und mehrere Handlungsempfehlungen enthält. Gefordert wird unter anderem eine weitreichende Finanztransaktionssteuer. Lesen Sie dazu eine Analyse unter *www.zeitzeichen.net/EKD_Finanzpapier*.

Kirchen warnen vor Atomwaffen

Die beiden Kirchen haben sich erneut gegen die atomare Aufrüstung ausgesprochen. Die Kirchenpräsidentin der Evangelischen Kirche der Pfalz, Dorothee Wüst, erklärte beim vierten kirchlichen Aktionstag gegen Atomwaffen am Fliegerhorst Büchel in der Eifel, dass es in Anwesenheit von Waffen keine Sicherheit gebe. „Sicherheit besteht für mich darin, in Verantwortung und der Besonnenheit des Glaubens alles dafür zu tun, dass auch unsere Kinder eine Welt vorfinden, in der sich ohne Angst leben lässt“, sagte sie. Am Fliegerhorst Büchel sollen die letzten US-amerikanischen Atomwaffen in Deutschland lagern. Die Corona-Pandemie hat nach den Worten des Mainzer Bischofs Peter Kohlgraf den Widersinn von atomarer Aufrüstung gezeigt. „Die Situation in den armen Ländern ist verheerend, das Virus ist grenzüberschreitend vernichtend, die Klimaveränderungen sind für viele Menschen existenzzerstörend, Menschen fliehen, um sich und ihre Familien zu retten, der Hunger nimmt zu – aber die Menschheit rüstet ihre Waffensysteme auf“, sagte er.

Claussen: Kirche muss theologisch auf Neue Rechte reagieren

Der Kulturbeauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Johann Hinrich Claussen, hat Theologen zu einer Auseinandersetzung mit der Neuen Rechten aufgefordert. „Der Neuen Rechten geht es darum, sich eine eigene Tradition zuzuschreiben“, sagte Claussen dem *Evangelischen Pressedienst*. Dazu gehöre, wenn man sich als „konservativ“ verstehe, ein Bezug zum Christentum. Die Neue Rechte sei ein Brückenmilieu zwischen Konservativen und Rechtsextremen, so Claussen. Der Theologe hat zusammen mit anderen Autoren im Buch *Christentum von rechts* die theologischen Positionen der Neuen Rechten analysiert. Siehe dazu auch: *www.zeitzeichen.net/node/8850*

Gegen die Gier nach dem Gewinn

Kirchliches Engagement zum Schutz vor Glücksspielsucht

ANDREAS BOUEKE

Seit Juli ist in Deutschland ein neuer Glücksspielstaatsvertrag in Kraft. Nun machen sich Unternehmer aus der Branche Sorgen, eine Überregulation könne Spielende zu illegalen Anbietern drängen. Andererseits klagen Therapeuten, Seelsorger und Betroffenenvertreterinnen, der Staat werde seiner Verantwortung nicht ausreichend gerecht, Menschen vor den Gefahren der Glücksspielsucht zu schützen. Der Journalist Andreas Boueke beschreibt die neue Lage und den Blick kirchlicher Vertreter darauf.

Es ist dem jungen Mann sichtbar peinlich. „Ich habe alles für diesen Mist getan." Er spricht von der Hoffnung auf Glücksspielgewinne. „Mein ganzes Geld ist draufgegangen. Ich habe Taschen voll Münzen in die Automaten geschmissen, mein Leben verzockt, bis ich nichts mehr hatte. Dann musste ich neues Geld besorgen. So bin ich im Knast gelandet." Nicht wenige Häftlinge in deutschen Gefängnissen sind glücksspielsüchtig. Sie haben ihre Spielsucht durch Betrug, Diebstahl oder gar bewaffneten Raub finanziert, immer in der Hoffnung auf den großen Gewinn, oder um ihre Schulden bezahlen zu können.

Ulrich Kemper leitet als Chefarzt an der Bernhard-Salzmann-Klinik eine der deutschlandweit größten Abteilungen zur therapeutischen Behandlung von Glücksspielsucht. Rund die Hälfte seiner fast ausschließlich männlichen Patienten sind schon mal in erheblichen Konflikt mit dem Gesetz geraten. „Viele dieser Leute haben ein Nettoeinkommen von unter zweitausend Euro. Davon müssen sie Miete und Lebensmittel bezahlen. Da bleibt ihnen manchmal gar nichts anderes übrig, als kriminell zu werden. Andere Geldquellen für ihre Sucht sind längst dicht. Anfangs pumpen sie natürlich ihre Angehörigen an. Aber irgendwann sind ganze Familien zerstört."

Mit einem durchschnittlichen Jahresumsatz von 14 Milliarden Euro ist der Glücksspielmarkt in Deutschland der größte der Europäischen Union. Trotzdem gelten die Deutschen als nicht besonders spielaffin. Nur knapp drei Prozent der Bevölkerung spielen ab und zu an Glücksspielautomaten. In den meisten anderen Ländern Europas sind es mehr, klagt Mario Hoffmeister, Pressesprecher der Gauselmann Gruppe, einem der großen deutschen Hersteller von Glücksspielautomaten. „Warum eigentlich wird Spielen in Deutschland mehr als Problem angesehen und nicht als das, was es für die meisten ist, nämlich Spielvergnügen? Aber wenn man in Deutschland vom Spielen spricht, dann geht es immer um Probleme." Der Politologe hat eine Theorie, weshalb das Spiel um Geld hierzulande so einen schlechten Ruf hat: „Weil der Protestantismus hier so stark ist. Die Kultur verlangt von den Menschen, durch harte Arbeit zur göttlichen Erfüllung zu kommen. Glück im Spiel kommt da nicht vor. Schon in Süddeutschland und vor allem in Südeuropa kann man beobachten, dass die Katholiken eine viel lockerere Einstellung zum Glücksspiel haben."

Ist Glücksspiel so verpönt, weil der Protestantismus so stark ist?

Doch auch der katholische Mediziner Ulrich Kemper bewertet das Glücksspiel sehr kritisch. Diese Haltung sieht er durch die Evangelien bestätigt: „Jesus hat im Tempel die Tische umgeschmissen, so dass die Münzen zu Boden flogen. Das war deutlich. Das Glücksspiel bringt viel Elend in die Welt. Menschen wollen immer mehr Geld haben, immer häufiger gewinnen, um ihre seelische Armut durch materiellen Reichtum auszugleichen."

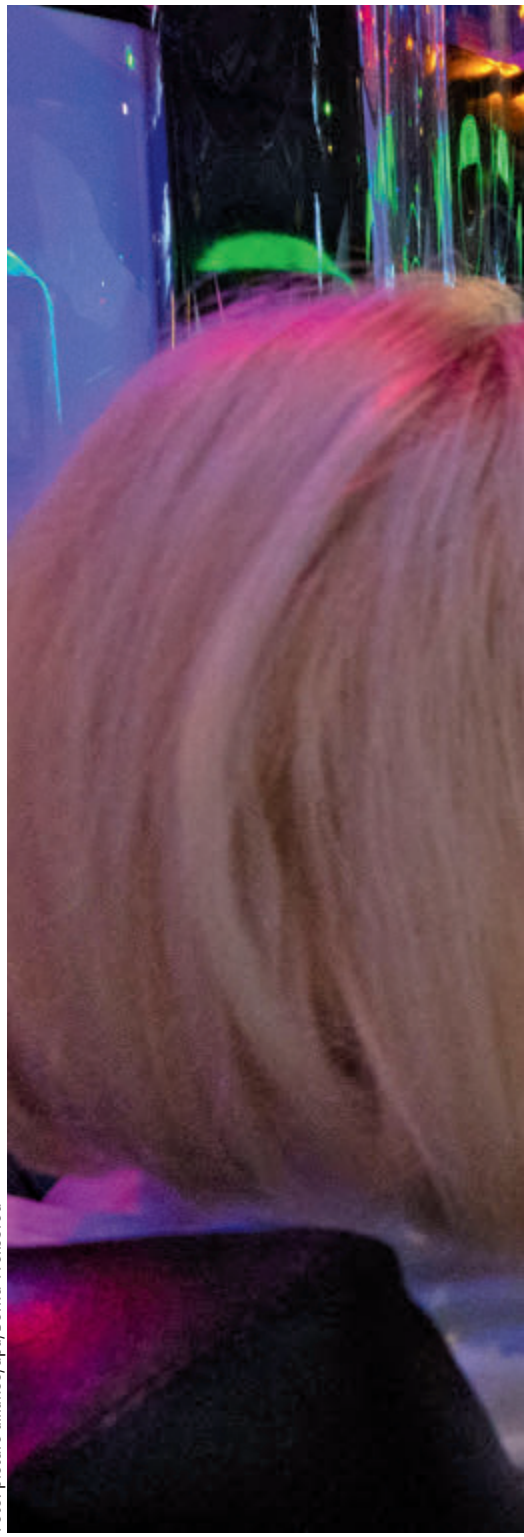


Foto: picture alliance/dpa/Bernd Weißbrod

In deutschen Kneipen und Spielhallen stehen rund 230 000 Geldspielautomaten, die mit aufregenden 3D-Grafiken,

Rund 230 000 Geldspielautomaten stehen in deutschen Gaststätten und Spielhallen.

eingängigen Melodien, überraschenden Sound-Effekten und verführerischen Gewinnmöglichkeiten zum Spielen animieren. „Grundsätzlich fährt man ja immer mit der Erwartung in die Spielhalle: ‚Heute gewinne ich.'" Ein anderer Patient von Kemper erzählt von seiner Sucht. „Sobald man durch die Tür gegangen ist, fühlt man sich wohl. Es gibt auch Tage, da ist man 16 Stunden in der Halle. Wenn das Geld mal schnell weg ist, ist man den Rest des Tages frustriert, deprimiert. Zum Schluss hatte ich echt auch Suizidgedanken. Man fühlt sich wie ein Versager, weil man wieder gespielt hat." Das Diakonische Werk arbeitet seit Jahren an Konzepten für die Beratung und Therapie von Glücksspielsüchtigen.

Viele Theologen, die sich mit dem Thema befassen, wünschen sich zudem von ihrer Kirche, dass sie eine politische Haltung gegenüber den Glücksspiel-Anbietern entwickelt. Der evangelische Sozialpfarrer Holger Kasfeld wirft die Fragen

auf, wie das Thema ethisch zu bewerten ist und wie seine Kirche auf Gesetze Einfluss nehmen könnte: „Da sind wir meist relativ vorsichtig. Aber eigentlich müssten wir auch mal in die Auseinandersetzung gehen. Wenn man mit erschütternden Einzelschicksalen konfrontiert wird, macht

Etwa 200 000 Menschen in Deutschland sind spielsüchtig oder kurz davor.

das sehr deutlich, dass wir in unserem prophetischen Amt auch eine politische Verantwortung haben."

Die Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung spricht von weit über 200 000 Menschen in Deutschland mit einem „problematischen Verhalten" gegenüber dem Glücksspiel. Fast drei Prozent der jungen Männer gelten als gefährdet oder als hochgradig glücksspielsüchtig. In Anbetracht dieser Zahlen findet Holger Kasfeld nicht, dass sich seine Kirche deutlich genug positioniert hat: „Wie so oft ist sie abwägend, im Gespräch bleibend. Sie versucht, zwischen den verschiedenen Interessengruppen zu moderieren. Sie handelt nicht so wie der wütende Jesus im Tempel."

In Deutschland profitieren auch die Kommunen vom Glücksspiel. Sie erhalten Kommissionen und Steuereinnahmen. Die langjährige Vorsitzende des Fachverbands Glücksspielsucht, Ilona Füchtenschnieder, sieht darin einen problematischen Interessenkonflikt: „Durch die Spielautomaten haben die Städte enorme Steuereinnahmen. Je strenger sie in der Genehmigung sind, desto weniger Geld bekommen sie. Das bedeutet, dass sich reiche Kommunen eher Spielerschutz leisten können als arme."

Viele Selbsttötungen

Zudem werden dreistellige Millionensummen direkt an öffentliche, gemeinnützige, kirchliche oder mildtätige Zwecke weitergereicht. Das trägt natürlich nicht dazu bei, die Hilfsorganisationen zu motivieren, vom Staat strengere Kontrollen und effektivere Suchtprävention zu fordern. Kemper plädiert dafür, dass den Profitinteressen der Glücksspielindustrie enge Grenzen gesetzt werden: „Da muss man auch klipp und klar sagen: Was Ihr da macht, ist unethisch, und das ist nicht zu verantworten."

Der erfahrene Arzt äußert sich auch deshalb so deutlich, weil er in seiner Klinik täglich sieht, wie grausam die Krankheit sein kann. Ganze Familien leiden jahrelang an der emotionalen Verarmung und den hohen Schulden. Ilona Füchtenschnieder weiß, dass keine andere Sucht so häufig zu Selbsttötungen führt wie die nach dem Adrenalinstoß, der durch das Klimpergeräusch beim Big Win freigesetzt wird: „Eine Familie fällt aus allen Wolken, weil sich der Mann plötzlich suizidiert hat. Niemand wusste was. Oder morgens steht der Gerichtsvollzieher vor der Tür und die Ehefrau weiß nicht, dass sie ihr Haus verloren hat."

Das alles sieht der Lobbyist Mario Hoffmeister natürlich anders. Ein ums andere Mal wiederholt er das Argument, die wirkliche Gefahr für die Gesellschaft gehe nicht von den gemeldeten, legalen

Foto: picture alliance/anp/Rob Engelaar

Der neue Glücksspielstaatsvertrag legalisiert bundesweit Online-Glücksspiele wie Poker oder Roulette.

Spielstätten aus. Viel gefährlicher seien die illegalen Angebote, die seit Jahren insbesondere in den Großstädten zunehmen. „Hinterzimmer oder Shisha-Bars, in denen gespielt wird. Das sind die tatsächlichen Probleme. Es gibt halt Leute, die gerne spielen, die suchen den Kick. Und die sollte man nicht in völlig unregulierte Spielangebote drängen."

Tatsächlich aber haben die meisten Patienten von Ulrich Kemper ihr Geld in legalen Spielstätten verloren. „Das dollste, was ich mal hatte, war ein Klient, der eine Firma im Wert von fünf Millionen Euro geerbt hatte", berichtet der Mediziner. „Er hat es geschafft, das gesamte Vermögen innerhalb von zwei Jahren komplett zu verzocken."

Die durch die Pandemie beschleunigte Verschiebung des Glücksspiels von Standort-Casinos ins Internet hat die Situation weiter verschärft. In seinem Klinikalltag merkt Ulrich Kemper deutlich, dass viele Menschen mehr Zeit hatten, zu Hause die Plattformen der Onlineanbieter auszuprobieren. „Die Leute können ihren PC in ihrem Zimmer anmachen und da spielen, zu jeder Tages- und Nachtzeit. So fallen noch mehr Hemmungen."

Die Casinos im Internet haben Tag und Nacht geöffnet.

Der neue Glücksspielstaatsvertrag legalisiert bundesweit Online-Glücksspiele wie Poker, Roulette oder Online-Automatenspiele. Gleichzeitig gibt es neue Regeln zum Spielerschutz. Zum Beispiel verbietet der neue Staatsvertrag zeitgleiches Spielen auf mehreren Webseiten. Um das zu garantieren, sollen die Daten aller Spielerinnen und Spieler bundesweit in einer noch zu schaffenden Behörde in Sachsen-Anhalt zusammenlaufen. Doch bisher funktioniert diese Kontrolle noch nicht.

Künftig soll es eine zentrale Spielersperrdatei für alle Online-Glücksspiele geben, so dass spielsüchtige Personen von allen Glücksspielangeboten ausgeschlossen werden. Viele Spieler aber rechnen nicht damit, dass sich viel ändert. Solange sie irgendwo Möglichkeiten sehen, einen großen Gewinn zu machen, werden sie einen Weg finden, mitzuspielen.

Brillanz im Sommerloch

Der neue EKD-Text zur Bedeutung der Bibel lohnt sich

REINHARD MAWICK

Heimlich, still und leise, nur mit einer unscheinbaren Pressemitteilung und noch dazu an einem späten Dienstagnachmittag veröffentlichte die EKD jüngst die neuste Schrift ihrer Kammer für Theologie. Warum so schüchtern? Der Text „Die Bedeutung der Bibel für kirchenleitende Entscheidungen" hat es jedenfalls nicht verdient, sang- und klanglos im Sommerloch unterzugehen, ist doch die Bedeutung der Bibel für Protestanten keine Kleinigkeit – schon gar nicht in diesem Jahr, wo an den Auftritt Martin Luthers vor Kaiser und Reich in Worms vor genau fünfhundert Jahren gedacht wird (vergleiche *zz 4/2021*).

Foto: Rolf Zöllner

Welche Rolle die Bibel bei konkreten Entscheidungen kirchlicher Gremien und natürlich auch im Leben jedes einzelnen Christenmenschen spielt, wird aus protestantischer Perspektive gerne vollmundig mit „sola scriptura" beantwortet. Aber damit ist ja noch nichts Konkretes gesagt. Deshalb wird auf den gut einhundert Seiten der neuen Kammerveröffentlichung dieses „sola scriptura" für das 21. Jahrhundert klar und verständlich durchbuchstabiert. Folgende Fragen sind dabei leitend: „Wie können wir die Bibel richtig verstehen? Wie ist mit der Vielfalt des biblischen Zeugnisses umzugehen? Wie damit, dass es zu einem Thema und Problem offenbar verschiedene Aussagen in der Bibel gibt?" Und, heute besonders wichtig: Welche Bedeutung und Funktion hat die Bibel, „wenn bezüglich eines Themas unabdingbar auch die Erkenntnisse anderer Wissenschaften zu berücksichtigen sind?" Das spielt beispielsweise bei den Erwägungen zur Klimakrise am Ende des Buches eine Rolle, denn zu diesem sehr neuzeitlichen Thema, wie zu vielen anderen, steht explizit nichts in der Bibel.

Damit ist man schon bei der wichtigsten Grundaussage des Textes, die aus vielfältigen Blickwinkeln immer wieder konturiert wird: Nur die ausgelegte Schrift ist Wort Gottes, platter Biblizismus, der so tut, als sei die Schrift direkt vom Himmel gefallen, ist sinnlos. Es geht darum, bei ethisch bedeutsamen Entscheidungen Kriterien und Gedankengänge aus verschiedenen Bereichen mit den biblischen Texten zu konfrontieren und so zu verantwortlichen Entscheidungen zu kommen, wobei es keine Patentrezepte und keine Tricks gibt. Diesen Eindruck will der Text auch an keiner Stelle erwecken, er benutzt zur Charakteristik dieses vielschichtigen Aspekts den Begriff „Überlegungsgleichgewicht", der allerdings schon aufgrund seiner Länge ein bisschen abschreckend, ja monströs wirkt. Zumindest wurde mit der Verwendung des Begriffes eine gewisse Reminiszenz an seinen Erfinder, den Philosophen John Rawls, platziert, in dessen Klassiker *Eine Theorie der Gerechtigkeit* er 1971, vor genau 50 Jahren, erstmals auftauchte.

Besonders interessant ist im letzten Textdrittel, wie das berühmte paulinische Beispiel von den Starken und den Schwachen (1. Korinther 8) paradigmatisch für ethische Entscheidungen heute entfaltet wird, und dann in drei „Etüden" einige Themen konkret durch den Versuch der Erzielung eines Überlegungsgleichgewichtes demonstriert werden.

Summa: Ein wirklich lohnender Text, der keinesfalls im Sommerloch-Nirwana verloren gehen sollte!

(Einen ausführlicheren Text samt Link auf ein PDF der Schrift finden Sie unter: www.zeitzeichen.net/node/9160)

Anwältin der Grauzonen

Die Theologin Dorothee Arnold-Krüger über Seelsorge und assistierten Suizid

Um mehr über Erfahrungen in der seelsorglichen Begleitung eines assistierten Suizids zu erfahren, hat Dorothee Arnold-Krüger, theologische Referentin im Zentrum für Gesundheitsethik an der evangelischen Akademie Loccum, zusammen mit ihrer Kollegin Julia Inthorn eine Studie unter Pastorinnen und Pastoren der hannoverschen Landeskirche durchgeführt.

zeitzeichen: Frau Dr. Arnold-Krüger, Anlass Ihrer Befragung war das Bundesverfassungsgerichtsurteil von Februar 2020, das eine Neuregelung des Paragraphen 217 StGB vorsieht. Welche Erfahrungen in der Begleitung von assistiertem Suizid können Sie bei Pastorinnen und Pastoren ausmachen?

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: Zunächst hatten zum Zeitpunkt der Befragung im vergangenen Jahr fünf Prozent der Befragten überhaupt Anfragen zur Begleitung erhalten. Diese kamen größtenteils von Personen, die einen assistierten Suizid für sich erwägen. 42 Prozent der Befragten, die eine Anfrage erhielten, haben die Begleitung abgelehnt, 16 Prozent haben sie übernommen und weitere 42 Prozent haben gesagt, sie seien teils, teils damit umgegangen. Das heißt, teils angenommen, teils abgelehnt.

Was umfasst denn die Begleitung eines assistierten Suizids?

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: Das war in unserer Studie die Frage nach dem, was gewünscht wurde und was dann tatsächlich stattgefunden hat. Sie lässt sich unterteilen in die Bereiche Beratung, Begleitung und den des Rituals. Zum ersteren gehören zum Beispiel die Begleitung einer Entscheidungsfindung, eine ethische oder auch eine theologische Beratung, die Unterstützung bei der Organisation, die Kommunikation mit Angehörigen und die Begleitung der An- und Zugehörigen. Wir haben auch angefragt, ob eine Begleitung ins Ausland gewünscht wurde oder eine Begleitung in der konkreten Sterbesituation. Relativ deutlich wurde die Begleitung der Entscheidungsfindung gewünscht. Die Unterstützung bei der Organisation sowie die Kommunikation und Begleitung der An- und Zugehörigen waren auch entscheidende Punkte. Die Begleitung in der konkreten Sterbesituation wurde verhältnismäßig wenig nachgefragt, auch keine Begleitung ins Ausland.

Und was hat konkret stattgefunden?

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: Wenn man sich das anschaut, dreht sich das Bild ein bisschen. Vor allem stattgefunden haben die Begleitung und die Kommunikation mit den An- und Zugehörigen. Das stand stärker im Fokus als die Beratungen, die immer noch recht ausführlich ausfielen, oder auch als die Begleitung der Entscheidungsfindung. Und es gab keine Unterstützung bei der Organisation.

Wie fiel der Blick auf Rituale aus?

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: In unserem Fragebogen zählten zum Ritual Bestattung, Aussegnung, Abendmahl und Beichte. Tatsächlich gewünscht waren im Vorfeld vor allem Aussegnung, Bestattungen und auch das Abendmahl. Diese haben auch stattgefunden. Eine Beichte in keinem Fall.

Und was sind die Kriterien für die Übernahme einer Begleitung?

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: Ganz überwiegend der persönliche Kontakt mit 57 Prozent, aber auch die Schwere der Erkrankung und die familiäre Situation. Die Art der Durchführung war ebenso ein entscheidender Punkt. Und die Frage, ob ein Sterbehilfeverein involviert ist, und wo der assistierte Suizid durchgeführt würde. Die Länge der Bekanntschaft war weniger entscheidend.

Foto: Jens Schulze

Dorothee Arnold-Krüger (49) arbeitet seit 2019 als theologische Referentin am Zentrum für Gesundheitsethik an der Evangelischen Akademie Loccum. Ihr Arbeitsschwerpunkt liegt auf ethischen Fragen am Lebensende, der Palliativversorgung in Organisationen sowie auf Fragen der Seelsorge und der Medizinethik.

Welche Fragen stellen sich daraus perspektivisch?

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: Gewünscht wird von zwei Dritteln der Befragten ein individueller Umgang mit solchen Anfragen. Und siebzig Prozent sagen, dass sie sich dezidiert einen Dialog innerhalb der Kirche und der Theologie wünschen, der zu einem individuellen Umgang befähigt. 65 Prozent der Befragten sagen, dass sie sich einen stärkeren Einsatz in Kirche und Diakonie für die Palliativversorgung wünschen. Gefordert wird also der Einsatz von Kirche und

Diakonie für den Lebensschutz. Und gleichzeitig der Einsatz für die Selbstbestimmung. Da wird die Ambivalenz sehr deutlich. Und 57 Prozent fordern klare rechtliche Beschränkungen. Aber nur 27 Prozent wünschten sich eindeutige Vorgaben, wie mit Anfragen bei einem assistierten Suizid umzugehen sei. Es ist gewünscht, Fort- und Weiterbildung zu haben.

Heißt das, dass die Kirche der seelsorgerlichen Freiheit mehr Raum geben soll?

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: Ja. Unbedingt. Das kann man aufgrund der Studie so festhalten. Wenn man sich die gesamte Untersuchung anschaut, wird deutlich, dass die kirchlichen Positionierungen ausgesprochen kritisch gesehen werden. Und zwar die Positionierung sowohl gegen als auch für einen assistierten Suizid. Es wird deutlich, dass sie nicht der Orientierung der eigenen ethischen Positionierung dienen. Nur rund ein Viertel der Befragten hat die kirchlichen Reaktionen begrüßt.

Wie beurteilen die Seelsorger generell das Urteil des Bundesverfassungsgerichts?

Dorothee Arnold-Krüger: Dreißig Prozent der Befragten haben das Urteil begrüßt. Eine Person schrieb aber: „Einen assistierten Suizid in begründeten Fällen rechtlich möglich zu machen, habe ich begrüßt. Dass Vereine sich der Durchführung annehmen, ist mir unheimlich.“ Und zu den kirchlichen Reaktionen schrieb jemand: „Positionierungen kirchlicher Vertreter unter medialem Druck sind verständlich, aber greifen zu kurz, wenn der öffentliche Diskurs nicht ausreichend geführt wird.“ Und eine andere Person formulierte: „Keine Positionierung, sondern Argumentationshilfen liefern, Menschen können dann selber denken.“

Kirchliche Positionierungen in der Öffentlichkeit haben andere Adressaten als die Seelsorgerin und der Seelsorger.

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: Ganz genau. Wichtig ist zu betonen, dass wir diese Befragung im Jahr 2020 durchgeführt haben, also zu einem Zeitpunkt, als eine Vielzahl der Diskurse der vergangenen Monate noch nicht stattgefunden haben. Und es lagen auch noch keine Gesetzentwürfe für eine Neuregelung vor. Der Abschluss der Studie lag wenige Tage vor Erscheinen des FAZ-Artikels von Reiner Anselm, Isolde Karle und Ulrich Lilie. Das nur als Hintergrund.

Wie wird denn die Schwierigkeit der Situation an sich bewertet?

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: Grundsätzlich gibt es eine Ambivalenz, jemanden zu begleiten, wenn man selbst einen assistierten Suizid ablehnt. Es ist dann immer eine Dilemmasituation zwischen dem eigenen professionellen Selbstverständnis und der eigenen Haltung. Ein ganz großer Teil der Befragten hat angegeben, dass für sie die Solidarität mit den betroffenen Personen und den An- und Zugehörigen entscheidender sei als die eigene moralische Haltung. Aber das bringt natürlich eine Spannung in die Situation hinein. Und zweitens muss man sich vor Augen halten, dass Seelsorge die Haltung des Nondirektiven, also des Nichtbewertenden, innehat. Diese Haltung kann man in der konkreten Situation wahrscheinlich oft nur schwer durchhalten, weil die eigene moralische Haltung so stark betroffen ist. In diesem Fall gerät Seelsorge in Konflikt mit ihrer eigenen Grundhaltung. Das heißt also, Seelsorge ist manchmal auch Anwältin der Grauzonen, wenn man darunter versteht: Seelsorge ist ambivalenzsensibel. Man muss klar festhalten, dass, wenn Seelsorgerinnen sich dafür entschieden haben, einen assistierten Suizid zu begleiten, es noch lange nicht heißt, dass sie einen assistierten Suizid auch bejahen.

Gibt es weitere Eckpunkte in der Seelsorge?

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: Unsere Studie hat hier verschiedene Eckpunkte aufzeigen können. Der eine ist die Selbstbestimmung der Betroffenen, die einen assistierten Suizid für sich erwägen, aber auch die der Seelsorgerinnen und Seelsorger. Ein anderer Eckpunkt wäre die Solidarität mit den Betroffenen. Des Weiteren der des Aushaltens einer Leidenssituation. Menschen darin zu bestärken, diese Situation auszuhalten. Und als vierter Punkt tatsächlich die ethischen Bedenken gegenüber einem assistierten Suizid. Das ist schon ein erhebliches Spannungsfeld, in dem sich Seelsorge bewegt. Und gleichzeitig sind Seelsorgerinnen und Seelsorger immer auch mit verschiedenen Aufträgen unterwegs, mit einem kirchlichen und mit dem, den die Betroffenen an sie stellen. Hier kommt dazu, dass Seelsorge ja prinzipiell eine Lebensbejahung und Lebensstützung mit sich bringt. Hier sind die Seelsorgerinnen und Seelsorger in einer Situation gefragt, Menschen zu begleiten, die ihr Leben gezielt beenden wollen. Und das auch noch solidarisch, nicht-wertend zu begleiten und möglicherweise auch theologisch zu rechtfertigen. Das ist eine große Herausforderung.

Was wünschen sich die Pastorinnen und Pastoren von ihrer Kirche in dieser Situation?

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: Gefordert wird die Möglichkeit zur eigenen ethischen Urteilsbildung in Fort- und Weiterbildungen. Das betrifft sicherlich auch den Bereich der rechtlichen und medizinischen Grundlagen. Gefordert wird auch eine Schärfung der Rolle der Seelsorge.

Was ist Ihr Fazit?

DOROTHEE ARNOLD-KRÜGER: Die vermutete Ambivalenz hat sich bestätigt. Wir schließen noch eine qualitative Studie an. Interessant werden dabei die Orte werden, an denen sich diese Fragen stellen. Altenpflegeeinrichtungen und die Ortsgemeinde zum Beispiel, die mit diesen Fragen konfrontiert werden. Seelsorgerinnen und Seelsorger in einer Einrichtung arbeiten möglicherweise in einem multiprofessionellen Team und agieren anders, als wenn sie in einem Gemeindepfarramt eingebunden wären.

Das Gespräch führte Kathrin Jütte am 24. Juni per Videokonferenz.

Grenzen der Verkündigung

Warum es Pflöcke gegen Hass und Hetze auf der Kanzel braucht

MARKUS BEILE

Der „Fall Olaf Latzel" rief vor einigen Monaten große Empörung hervor. Können, ja müssen sich die deutschen Landeskirchen stärker gegen „Hasspredigt" schützen? Der badische Pfarrer, Religionslehrer und Buchautor Markus Beile fordert vor dem Hintergrund dieser Debatte generell einen klareren Rahmen für die öffentliche Verkündigung. Er schlägt in seinem Beitrag vier inhaltliche Pflöcke ein.

Sein Fall schlug hohe Wellen und ist noch nicht abgeschlossen: Der Bremer Pfarrer Olaf Latzel wurde im November wegen Volksverhetzung zu einer Geldstrafe von 8 000 Euro verurteilt. Das Amtsgericht Bremen hatte ihn für schuldig befunden, sich in einem Eheseminar im Jahr 2019 in beleidigender Weise strafwürdig gegen Homosexuelle („Verbrecher vom Christopher Street Day") geäußert zu haben. Latzel ist in Berufung gegangen, und die Sache harrt der endgültigen juristischen Klärung (siehe *zz 1/2021*).

Bereits 2015 hatte sich Latzel in einer Predigt abfällig über den Katholizismus und über andere Religionen geäußert und den Buddha als „dicken, alten, fetten Herrn", das islamische Zuckerfest als „Blödsinn" und katholische Reliquien als „Dreck" bezeichnet. Hatten die Bremer Kirchenbehörden nach Latzels Predigt im Jahr 2015 noch auf disziplinarische Maßnahmen verzichtet, wurde Latzel aufgrund seiner verbalen Ausfälle im Jahr 2019 vorläufig seines Dienstes enthoben. Nachdem sich Latzel für seine Äußerungen erneut entschuldigt hat, hat die Kirchenbehörde die vorläufige Dienstenthebung zurückgenommen, und Latzel nimmt seit April 2021 seinen Dienst in der Gemeinde wieder wahr.

Ist damit wieder alles in Ordnung? Nein, das ist es nicht. Verbale Ausfälle kann man disziplinarrechtlich sanktionieren. Aber dahinter steht eine theologische Grundanschauung. Sie ist es, die zu den Äußerungen geführt hat. Deshalb sind die Äußerungen Latzels auch keine verbalen Entgleisungen, sondern logische Konsequenz. Sie bleiben, um im Bild zu bleiben, „auf dem Gleis". Latzel mag sich in Zukunft behutsamerer Worte bedienen. Aber seine theologische Grundanschauung wird er nicht verändern.

Was für eine Anschauung ist das, die Latzel vertritt? Seine Predigt im Jahr 2015 ging über einen Abschnitt des biblischen Buches der Richter, in dem Gideon die heidnischen Heiligtümer seiner Heimatstadt zerstört. Ähnliches sollen die Christen laut Latzel in heutiger Zeit tun: „Gott sagt: ‚Umhauen! Verbrennen! Hacken! Schnitte ziehen!' Ja, das ist viel verlangt. Ja, da hat man Angst. Und da denken Sie jetzt vielleicht an die Situationen, wo Sie gefordert sind. Aber das fordere nicht ich. Das fordert unser Herr und Gott." Ein weiteres Detail über Latzels theologische Anschauung verraten seine Äußerungen im besagten Eheseminar im Jahr 2019. Dort vertrat Latzel die Meinung, dass Homosexualität genauso wie Ehebruch ein „todeswürdiges Verbrechen" sei.

Diese theologische Anschauung, die in Latzels Äußerungen zum Ausdruck kommt, ist das eigentliche Problem.

Demonstranten gegen das Ende der Dienstenthebung von Pastor Olaf Latzel vor der St.-Martini-Kirche in Bremen am 18. April.

Latzel ist ein Fundamentalist. Er nimmt die Bibel wörtlich. Die biblischen Texte haben seiner Meinung nach so, wie sie sind, Unbedingtheitscharakter. Sie sind als ewige Wahrheit unmittelbare (Handlungs-)Anweisungen auch für uns heute. Wenn man dieses Verständnis den Bibeltexten zugrunde legt, dann führt das zu solchen Äußerungen, wie Latzel sie öffentlich getätigt hat. Dann scheint es unsere Aufgabe zu sein, wie Gideon mit Gewalt Heiligtümer anderer Religionen zu zerstören. Dann gilt Homosexualität als todeswürdiges Verbrechen und muss bekämpft werden.

Offenkundige Beleidigung

Ich halte es für ein Drama, dass unsere Landeskirchen fundamentalistische Anschauungen wie die des besagten Bremer Pfarrers stillschweigend dulden und nur dann sanktionieren, wenn sie in offenkundige Beleidigung anderer Menschen ausarten. Hier rächt sich, dass wir als Landeskirchen inhaltlich massiv unterbestimmt sind. Bei der Ordination werden wir Pfarrpersonen zwar auf die Bibel verpflichtet. Aber wie wir sie verstehen, bleibt uns überlassen. Es gibt keinerlei Kriterien für eine sachgemäße Bibelauslegung. Das führt dazu, dass bei uns in den Landeskirchen jeder so ziemlich jeden theologischen Unsinn von sich geben kann, ohne dass es zu irgendwelchen Konsequenzen führt. Ist das die protestantische Freiheit, auf die wir so stolz sind?

Ich meine: Martin Luther würde sich im Grab herumdrehen, wenn man dieses Verständnis von Freiheit als reformatorische Errungenschaft priese. Mehr denn je bin ich davon überzeugt, dass in den Landeskirchen ein paar deutliche inhaltliche Pflöcke eingeschlagen werden müssen, die eine erkennbare Kontur geben, nach innen und nach außen, und die verbindlich gelten.

Im Mittelalter hielten die Priester Messen und Gottesdienste ab, um die Pest einzudämmen. Das hat alles nichts genützt. Erst nachdem man erkannt hatte, dass Ratten die Überträger waren, konnte man die Pest eindämmen. Wir haben den Wissenschaften viel mehr zu verdanken, als uns gemeinhin bewusst ist. Die Steigerung unseres Lebensstandards, das Verständnis für Zusammenhänge in unserer Welt ganz allgemein und – um ein aktuelles Beispiel zu nennen – die Entwicklung von Impfstoffen gegen das Coronavirus in kürzester Zeit. Das sind alles Leistungen, die ohne die systematische Anwendung des Verstandes nicht möglich gewesen wären. „Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“, so lautete der Leitspruch der Aufklärung. Protestantische Theologie hat allen Grund, diesen Leitspruch als gesellschaftlichen Fortschritt anzuerkennen.

Auch fundamentalistisch Gesinnte nutzen selbstverständlich in ihrem Alltag die wissenschaftlichen Errungenschaften, auf denen unsere Gesellschaft aufbaut. Im Bereich der Kirche lehnen sie jedoch wissenschaftliche Erkenntnisse und wissenschaftliches Denken ab. Da spielen zeitbedingte Umstände, die zur Ausprägung von Bibeltexten geführt haben, keine Rolle. Die biblischen Wundererzählungen werden von ihnen verstanden, als ob sie sich wörtlich so zugetragen hätten und als ob man sie hätte fotografieren können. Die Urknalltheorie und die Evolutionslehre werden von ihnen abgelehnt und teilweise sogar bekämpft.

Fundamentalisten verlassen den Konsens, den die moderne Gesellschaft erreicht hat.

Damit verlassen Fundamentalisten einen gesellschaftlichen Konsens, den die moderne Gesellschaft erlangt hat – und stellen zugleich unsere Kirche immer mehr ins Abseits. Wollen wir das wirklich?

Der christliche Glaube geht sicherlich über den Verstand hinaus. Und er stellt kritische Anfragen. Aber er ist nicht gegen den Verstand gerichtet. Deshalb schlage ich als ersten Pflock, als inhaltliche Maxime vor: *Die protestantische Theologie erkennt die Bedeutung der Verstandestätigkeit für theologische Urteilsbildung uneingeschränkt an. Sie lässt es nicht nur zu, sondern fördert es, dass wissenschaftliche Erkenntnisse auf die christliche Tradition einschließlich der Bibel angewendet werden. Dazu*

Fotos: epd/Dieter Sell

Polizeischutz vor der Bremer St.-Martini-Kirche, 18. April 2021.

steht sie in permanentem Austausch mit anderen Wissenschaften.

Die Bibel ist das zentrale Buch der Christenheit. Sie ist nicht vom Himmel gefallen, sondern über einen Zeitraum von 1 000 Jahren in einem komplizierten Überlieferungsprozess entstanden. In der Bibel haben Menschen ihren Glauben, so wie sie ihn übermittelt bekommen, erfahren und gedeutet haben, auf vielfältige Weise zum Ausdruck gebracht.

In der grundlegenden Bedeutung der Bibel für den christlichen Glauben sind sich die unterschiedlichen theologischen Strömungen innerhalb des Protestantismus einig. Große Unterschiede gibt es jedoch bei der Frage, wie die Bibel sachgemäß auszulegen ist. Erkennen wir die grundsätzliche Bedeutung wissenschaftlichen Denkens an, kommen wir an den Errungenschaften wissenschaftlicher Textauslegung nicht vorbei. Zurecht hat sich die historisch-kritische Bibelauslegung in der protestantischen Theologie etabliert. Dass es darüber hinaus weitere Formen der Begegnung mit biblischen Texten geben kann und muss, entbindet uns nicht von der Aufgabe, die Erkenntnisse historisch-kritischer Textauslegung aufzunehmen und angemessen zu berücksichtigen.

Zurecht hat sich die historisch-kritische Bibelauslegung in der Theologie etabliert.

Historisch-kritische Textauslegung kann uns den historischen Kontext begreiflich machen, in dem Bibeltexte entstanden sind, und uns so einen vertieften Zugang zu ihnen ermöglichen. Dabei wird nicht nur die Weltbildbezogenheit biblischer Texte deutlich, sondern auch die Notwendigkeit erkennbar, die Texte zu übersetzen in unsere von einem anderen Weltbild geprägte Moderne. Dazu sind Überlegungen anzustellen, wie diese Übersetzung vor sich gehen und zu hilfreichen und inspirierenden Ergebnissen führen kann. Nicht alles in der Bibel ist gleichermaßen wichtig. Luther hat in diesem Zusammenhang eine christozentrische Auslegung gefordert („Was Christum treibet"). Diese Schwerpunktsetzung ist für protestantische Theologie weiterhin grundlegend.

Der zweite inhaltliche Pflock beziehungsweise die zweite inhaltliche Maxime lautet demzufolge: *Für protestantische Theologie hat die Bibel zentrale Bedeutung. Sie ist das grundlegende Glaubenszeugnis der Christen. Protestantische Theologie erkennt die Bedeutung historisch-kritischer Textauslegung an und weiß um die Herausforderung, dass die biblische Welt und die moderne Welt auf unterschiedlichen Weltbildern basieren. Eine christozentrische Bibelauslegung ist für protestantische Theologie fundamental.*

Gott ist das Zentralwort in der Welt der Bibel. Mit ihm bezeichnet die Bibel eine Wirklichkeitsdimension, die über die messbare Alltagswirklichkeit hinausgeht und den Charakter des Unbedingten hat. Die Erfahrung Gottes hat in der Bibel zu unterschiedlichen Bildern und Vorstellungen geführt. Sie sind der Versuch, das kategorial ganz Andere zum Ausdruck zu bringen – und bleiben doch immer auch dem menschlichen Horizont verhaftet. Das zeigt sich in besonderer Weise in den anthropomorphen Gottesbildern. Auf die Gefahr, Bilder als die Sache selbst anzusehen, weist das biblische Bilderverbot hin. „Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht", formulierte einst Dietrich Bonhoeffer, um auf die Problematik einer Verdinglichung Gottes hinzuweisen. „Gott als Geheimnis der Welt" (Eberhard Jüngel) ist immer größer und mehr als unser beschränkter menschlicher Horizont. Gottesbilder sind deshalb metaphorisch zu verstehen. Sie sind wie ein Transparent, durch das etwas durchscheinen soll von der Wirklichkeit Gottes.

In diesem Sinne lautet die dritte inhaltliche Maxime: *„Gott" bezeichnet für protestantische Theologie eine Wirklichkeitsdimension, die über die begrenzte Alltagswirklichkeit hinausreicht. Alle menschlichen Versuche, diese Wirklichkeitsdimension in Worte zu fassen, sind notwendigerweise unzureichend. Gottesbilder sind metaphorisch zu verstehen, sie sind nicht die Sache selbst. Dies gilt in besonderer Weise für anthropomorphe Gottesbilder.*

Werte und Haltungen

Werte und Haltungen haben eine hohe Bedeutung. Sie bestimmen, wie wir mit uns selbst, mit den Mitmenschen und der Umwelt umgehen. Viele Werte und Haltungen finden sich in der Bibel. Zum Teil widersprechen sie einander. Um ein Beispiel zu geben: In der Bibel wird an vielen Stellen aufgefordert, friedlich miteinander umzugehen. Andererseits wird in der Bibel jedoch auch zur Anwendung von Gewalt aufgerufen.

Die Textstelle im Richterbuch, auf die sich Olaf Latzel in seiner Predigt 2015 bezogen hat, ist nur eines von zahlreichen Beispielen. Es ist Aufgabe protestantischer Theologie, einen Diskurs darüber zu führen, welche Werte und Haltungen der Bibel für uns heute grundlegenden Charakter haben, was davon abzuleitende Werte sind, welche Werte aus heutiger Sicht keine Rolle mehr spielen und welche gar abzulehnen sind.

Ich halte folgende Werte und Haltungen für grundlegend für die heutige protestantische Theologie: Menschenwürde, (Selbst-, Nächsten- und Feindes) Liebe, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung, Frieden, Freiheit und Hoffnung. Diese Werte und Haltungen leiten sich ab von der Sichtweise der Welt als Schöpfung Gottes, von der Reich-Gottes-Botschaft Jesu und der paulinischen Rechtfertigungslehre.

Diese grundsätzliche Werte bestimmen nicht nur den Umgang mit biblischen Überlieferungen, sondern ermöglichen auch eine Bewertung heutiger gesellschaftlicher Trends und Herausforderungen. Positiv sind von diesen Werten her Errungenschaften wie die Demokratie und die Emanzipation der Frau zu würdigen. Zugleich wird deutlich, dass autoritäre, gewaltverherrlichende und rassistische Ideologien mit

protestantischer Theologie nicht vereinbar sind. Aus diesen grundlegenden Werten lassen sich auch Handlungsmaximen ableiten. So legt sich – um ein Beispiel zu nennen – von ihnen her ein respektvoller Umgang mit anderen religiösen Traditionen nahe. Entsprechend lautet die vierte Maxime: *Protestantische Theologie weiß sich von folgenden Grundwerten und -haltungen geleitet: Menschenwürde, Liebe, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung, Frieden, Freiheit, Hoffnung. Diese Werte leiten sich ab von der Sichtweise der Welt als Schöpfung Gottes, von der Reich-Gottes-Botschaft Jesu und der paulinischen Rechtfertigungslehre. Protestantische Theologie bezieht von diesen grundlegenden Werten her in heutiger Zeit Stellung.*

Diese vier inhaltlichen Maximen beziehungsweise Pflöcke lassen der protestantischen Theologie viel Luft zum Atmen. Ich bin fest davon überzeugt, dass die allermeisten Theologinnen und Theologen in unseren Landeskirchen diese Pflöcke nicht als Einschränkung oder gar Gängelung ihres Denkens und Handelns ansehen, sondern ihnen uneingeschränkt zustimmen können. Der weite Rahmen, den die Pflöcke setzen wollen, ist zugleich aber auch ein Damm gegenüber fundamentalistischen Überzeugungen. Ein Olaf Latzel wird den inhaltlichen Pflöcken vermutlich nicht zustimmen können und sich eine neue Heimat suchen müssen. Und das ist auch gut so.

Ich bin fest davon überzeugt: Wir brauchen einen solchen inhaltlichen Rahmen. Theologinnen und Theologen, die in den Landeskirchen arbeiten, müssen sich mit ihm einverstanden erklären. Ist dieser Rahmen nicht verbindlich, sind es nur schöne Worte ohne jegliche Folgen. Ein solcher inhaltlicher Rahmen, der natürlich auf breiter Ebene diskutiert werden sollte und müsste, könnte dazu beitragen, dass Kirche nicht durch einige wenige Hardliner noch weiter ins Abseits gerät, sondern in der heutigen Gesellschaft, die von einem ethisch sensiblen Pluralismus geprägt ist, wieder als ernstzunehmender, gesellschaftlich relevanter Faktor wahrgenommen werden kann.

LITERATUR

Markus Beile: Erneuern oder untergehen? Evangelische Kirchen vor der Entscheidung. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, 384 Seiten, Euro 22,– .

GERHARD ULRICH

Tasten ins Unbekannte

Wir werden uns an die neue Freiheit gewöhnen müssen

„Was für ein Segen, dass wir hier sein dürfen!“ – Die Touristin steht mit vielen anderen in der Schlange vor dem mobilen Covid-19-Testzentrum in der „Tourismus-Modellregion“ bei uns im Norden. Tatsächlich:
Wie damals, als Abraham unter dem Segen Gottes aufbrach in das verheißene Land, erleben wir hier die wiederlangte Reise-Freiheit nach mehr als einem Jahr der Pandemie als Aufbruch: raus aus dem Beengten.

Foto: Nordkirche

Aber da ist nicht nur große Freude über den Segen der Freiheit. Da sind auch nie gekannte Unsicherheiten in der Begegnung mit anderen; Berührungsängste angesichts belagerter Gastronomie-Betriebe, Luca und anderer Apps. Was selbstverständlich lebensförderlich ist – die Begegnung mit anderen, das gemeinsame Feiern, Hören, Beten: Plötzlich ist das gefährlich. Wie immer bei Neuaufbrüchen gehören das Tasten, das Suchen, das vorsichtige Fragen dazu. Mehr Touristen als sonst nutzen unseren Kirchraum als Ort der Stille und des Innehaltens.
Wir müssen uns erst wieder orientieren: Was geht, was dürfen wir? Impfausweise und Testnachweise gehören zu unseren Begleitern. Diese Pflichten werden akzeptiert nicht als Einschränkung, sondern als Verantwortung, ohne die Freiheit nicht ist!
Noch ist nicht ausgemacht, wie wir umgehen werden mit der Erfahrung von Endlichkeit und Zerbrechlichkeit des Lebens. Zu befürchten ist, dass viele sich weiter zurückziehen werden und den Blick auf das eigene Leben beschränken. Auf den Werbeflächen am Ortseingang unserer kleinen Stadt, auf denen zu kostenlosen Covid-19-Tests „zu Ihrer und unserer Sicherheit“ geführt wird, hatte vorher Brot für die Welt aufmerksam gemacht auf die durch Corona massiv verschärften Weltprobleme wie Klimawandel, Hunger, Krankheiten – und für eine globale Impfkampagne geworben!
Der Schauspieler Edgar Selge merkte jüngst in der *Süddeutschen Zeitung* an: „Was in unserem Land unternommen wurde und wird, um die Zahlen nach nun ganz unten zu bringen, stelle ich gar nicht infrage. Es ist mehr oder weniger selbstverständlich. Aber die Pandemie ist ein universaler Zivilisationsschock, und seiner Wirkung müssen wir in unserem Bewusstsein Raum geben. Sonst verpassen wir die Wahrnehmung der Zeitenwende, in der wir uns gerade bewegen.“
Die Zeitenwende wahrnehmen trotz aller persönlicher Sorgen und Ängste: Dafür braucht es Anstöße zu Diskurs und Weitblick. Theologie und Kirche sind besonders gefragt in dieser Zeit. Theologie gibt die nötigen Anstöße für die Auseinandersetzung mit der Zeit in der Zeit: *zeitzeichen* hat sich in den vergangenen Jahren genau darin bewährt – danke! Die Kirche bewahrt die Geschichten vom gelingenden Leben, vom Geleit durch schwieriges, unbekanntes Land, von Zutrauen und Schalom. Sie weiten den Blick dahin, wo Segen immer noch ersehnt wird. Die Energie des Glaubens und der Verkündigung hilft den Menschen im Aufbruch in unbekanntes Land. „Ich will dich segnen … und du sollst ein Segen sein“, hatte Abraham damals von Gott gehört – und war losgegangen. Zögernd zwar, aber gewiss!

Gerhard Ulrich war bis 2019 Landesbischof der Nordkirche und ist Herausgeber von zeitzeichen.

Amazonas des Nordens

In der Mitte des Lebens: Arnold Pett ist Pastor in Vorpommern

ARNOLD PETT

Er kam auf Umwegen zum Theologiestudium: Seit sechs Jahren ist der 47-jährige Arnold Pett Pastor der Evangelischen Kirchengemeinde Jarmen-Tutow in der Nordkirche. Seine vielfältigen Aufgaben sind trotz der Last aber auch immer eine Lust. Er schaut mit Hoffnung in die Zukunft und fühlt sich von Gott beschenkt. Teil drei der „Pfarrer:innen"-Serie in *zeitzeichen*.

Im Volksmund sagt man gelegentlich „Jarmen ist zum Gott erbarmen". Obwohl ich in der nahegelegenen Kreisstadt Demmin mein Abitur gemacht habe, hatte ich doch keine Ahnung, welches Abenteuer mich Jahre später in dem kleinen Städtchen Jarmen im Landkreis Vorpommern-Greifswald erwarten würde.

Vor knapp sechs Jahren begann ich in einer Region, die gern auch „Amazonas des Nordens" genannt wird, meinen Dienst als Pastor der Nordkirche. Ich zähle wohl zu den Spätberufenen. Denn bevor ich Pastor wurde, arbeitete ich als Profimusiker. Nach einer Lebenskrise haben mich mein Glaube und die Suche nach der Tiefe des Lebens inspiriert, andere, neue Wege zu gehen. Und so habe ich mich entschlossen, noch einmal von vorne zu beginnen. Ich studierte Theologie an der Universität Greifswald. Allerdings nicht mit der Maßgabe, tatsächlich ein Pastor zu werden. Mir schwebte vor, in einem universitären Bereich als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig zu sein.

So ein Theologiestudium ist umfangreich, sehr interessant, aber nicht unbedingt darauf ausgerichtet, schnell einen Berufseinstieg in ein Pastorenamt zu bekommen. Wer kein Faible für die Alten Sprachen und wissenschaftlich theoretische Abhandlungen der Theologie besitzt und eher eine praktisch orientierte Ausbildung für das Pfarramt an der Universität erwartet, wird in den ersten Semestern oft schnell enttäuscht. Man muss viel Ausdauer besitzen, um ein Theologiestudium in einer Regelstudienzeit von immerhin zehn bis zwölf Semestern zu absolvieren.

Allerdings erlebte ich während des Theologiestudiums einen persönlichen Sinneswandel. Das war zu dem Zeitpunkt, als ich nach dem Grundstudium das homiletische Seminar in Greifswald besuchte. Dieses war sehr komplex. Zeit, noch etwas anderes zu erledigen, blieb in dem Semester kaum. Wenn auch mein Herz für das Alte Testament schlug, öffneten sich für mich während dieser Zeit die Türen für den Weg ins Pfarramt. Dafür bin ich sehr dankbar und zehre auch heute noch von den Erfahrungen und Grundlagen – gerade in der Vorbereitung für Predigt und Gottesdienst.

In die Zeit meines Studiums fiel auch die wohl größte kirchliche Strukturreform des Nordens. Es war die Gründung der Nordkirche zu Pfingsten 2012, bei der sich die Nordelbische, die Mecklenburgische und die Pommersche Kirche zusammenschlossen. Die Gründung war notwendig geworden, um auf den demografischen Wandel, die schwindende Mitgliederzahl und die zunehmend finanziellen Schwierigkeiten der einzelnen Landeskirchen zu reagieren. Ein Prozess, der noch lange nicht abgeschlossen ist und uns gerade in Zeiten von Corona mehr denn je beschäftigt und beschäftigen wird.

2012 also wurde die kleine und recht beschauliche Pommersche Evangelische Kirche in die Nordkirche eingegliedert und findet sich dort als Kirchenkreis wieder. Auch wenn ich mich bis dato in den kirchlichen Strukturen nur peripher auskannte, betraf mich als zukünftiger Pfarramtsanwärter dieser Zusammenschluss vor allem durch die Neuausrichtung der Vikarsausbildung. Für einen Pommern, wie ich einer bin, war es nur noch bedingt möglich, sein Vikariat in der Heimat zu absolvieren. Die Ausbildung wurde ab 2013 überregional organisiert, so dass ich mein Vikariat auf dem ehemaligen Gebiet der Nordelbischen Kirche absolvieren musste. Für diese Erfahrung bin ich außerordentlich dankbar, denn sie hat meinen innerkirchlichen Blick aus Pommern enorm erweitert. Ich habe somit über den Tellerrand hinausschauen dürfen.

Fotos: Conny Teichert

Grenze in den Köpfen

Erstaunlich fand ich es im Vikariat, dass auch nach über zwanzig Jahren die Ost-West-Grenze leider bis heute immer noch zu spüren ist. Wenn auch – Gott sei

Pastor Arnold Pett aus Jarmen-Tutow.

Dank – keine reale Grenze mehr existiert, ist sie in den Köpfen auch weiterhin präsent. Ich denke aber, dass der Zusammenschluss der Kirchen im Norden für eine Versöhnung des latenten Konflikts viel beiträgt und deutschlandweit sogar eine Vorreiterrolle spielen könnte. Was mir in meinem Vikariat zudem auffiel, waren der Unterschied der Konturschärfen kirchlichen Lebens und die Verlässlichkeit kirchlicher Strukturen. Hier schien die Welt noch relativ in Ordnung zu sein, wenn auch der Erodierungsprozess vor dem westlichen Teil der Nordkirche längst keinen Halt mehr macht. Mit großer Selbstverständlichkeit wurden die Kinder zum Konfirmandenunterricht gebracht, und die Pastor:innen genießen dort ein relativ hohes Ansehen.

Von den gesellschaftlichen Problemen des Ostens war kaum etwas zu spüren. Das liegt auf der Hand, denn von einer aggressiv durchgeführten Entkirchlichung blieb der Westen glücklicherweise verschont. Hier kämpft man auch in der Postwendezeit nicht mit einer konkurrierenden Jugendweihe, die sich trotz des Systemfalls weiterhin hartnäckig im Osten gehalten hat. Doch wird sich unsere Nordkirche vor den Problemen des Ostens nicht verschließen können, denn der Mitgliederschwund und der Pastorennachwuchs, um nur zwei Beispiele zu nennen, sind kein territoriales Problem, sondern ein Problem der Relevanz von Kirche überhaupt.

Freiheit und Urtümlichkeit

Auch wenn die Pommersche Kirche ihre beschaulichen Grenzen von einst verloren hat, so hat doch dieser Landstrich seinen Reiz und seinen Charme, den schon ein Caspar David Friedrich auf die Leinwand zaubern konnte, nicht verloren. Wer sich Land und Leuten öffnet, wird, wie ich, die Region recht bald in sein Herz schließen. Es erwarten einen hier blühende Landschaften im wahrsten Sinne des Wortes – leuchtende Rapsfelder, so weit das Auge reicht, sind nur ein Beispiel. Seitdem ich hier als Pfarrer tätig bin, umweht mich, der Weite sei Dank, ein Hauch von Freiheit und Urtümlichkeit.

Da ich kein gebürtiger Pommer bin, habe ich als Pastor die Menschen vor Ort noch einmal ganz neu kennen und schätzen gelernt. Alles hat bekanntlich seine Zeit. Auch das Kennenlernen hatte seine Zeit. Es gibt ein plattdeutsches Sprichwort, das so einiges über die Mentalität der Landsleute verrät: „Wat de Buer nich kennt, dat aet hei nich." Und so verhält es sich auch mit den Pastoren, die ihren Dienst hier beginnen. Wer im Herzen ein Eroberer ist und auf den schnellen Erfolg setzt, wird bei den Pommern bald eines Besseren belehrt. Es gibt hier einige Pfar-rerdynastien, die ihr Amt über Generationen weitergegeben haben. Strukturen, in denen es berufliche Neuankömmlinge schwer haben, Wurzeln zu schlagen. Aber wer das Herz der Pommern erst einmal gewonnen hat, wird eine treue Seele vorfinden und sie außerordentlich zu schätzen wissen.

Die Kirchenmitgliedschaft ist in meinem Amtsbereich Jarmen-Tutow noch relativ hoch. Mit rund 1300 Kirchenmitgliedern gehört fast jeder dritte Einwohner der Evangelischen Kirche an. Was aber nicht unbedingt heißt, dass man sie alle im Gottesdienst oder bei kirchlichen Angeboten auch regelmäßig begrüßen kann. Die guten alten Zeiten, in denen es zum gesellschaftlichen Konsens gehörte, am Sonntag in die Kirche zu gehen, seine Kinder zur Christenlehre oder in den Konfirmandenunterricht zu schicken und sich auch sonst aktiv am gemeindlichen Leben zu beteiligen, gehören längst der Vergangenheit an. „Komm-Strukturen" sind passé! Kirche muss sich auf die Menschen zubewegen. Dennoch: In persönlichen Gesprächen bin ich aber immer wieder erfreut, dass die Kirche vor Ort geschätzt wird und die Menschen ganz bewusst in der Kirche bleiben, um damit ihre Sympathie auszudrücken.

Wer hier als Pastor arbeiten, ankommen und zu einer Gemeinschaft dazugehören möchte, wird kein gemachtes Nest vorfinden. Kirchliches Profil, das kann ich aus eigener Erfahrung sagen, muss hart erarbeitet werden. Als Pastor muss man sich schon etwas einfallen lassen, um „seine Schäfchen" zu locken. Der Markt der Angebote in nahegelegenen Städten ist groß. Viele Bewohner des platten Landes nutzen ihre Mobilität. Auch das ist ein eigentümliches Phänomen der heutigen Zeit, dass nicht mehr jeder seine Kirche am Ort besucht. Die Kirche lässt man wörtlich verstanden gern im Dorf und nutzt mit großem Vergnügen Angebote anderer Gemeinden. Die Menschen suchen immer häufiger das Besondere in Gottesdiensten und Veranstaltungen, nehmen dafür auch längere Wegstrecken und andere Pfarrkolleg:innen in Kauf. Für mich hieß das, genau wie der alte

Die Menschen suchen das Besondere und nehmen längere Wege in Kauf.

Luther es bei seiner Bibelübersetzung formuliert hatte, dem Volk aufs Maul zu schauen. Freilich ohne mich dabei zu verbiegen. So entstand zum Beispiel die Idee zu einem ganz eigenen Motorradgottesdienst in Tutow, das von RTL mal als „ärmstes Dorf" in Deutschland betitelt wurde. Das Format ist an sich nicht neu, aber in Verbindung mit einem eher düster wirkenden Motorradclub, dessen Motto damals lautete „Odin statt Jesus", schon etwas Besonderes. Da bin ich Gott außerordentlich dankbar, dass ich bei der ersten Begegnung mit dem muskulösen Clubchef keine weichen Knie bekam und mit meinen Pastorenkolleg:innen aus der Gegend Gottes Wort von einer kultigen Gaststättenbühne rocken durfte. Und das nun schon fünf Mal in Folge.

Die Pommersche Freiheit ist groß und bietet viele kreative Möglichkeiten, wenn man will.

Die Pommersche Freiheit ist groß und bietet viele kreative Möglichkeiten, wenn man nur will. Gerade in den ländlichen Gebieten bieten sich die Natur und die dörflichen Strukturen besonders gut an, um Gottes Wort reichlich zu säen. Wenn auch die Saat nicht immer gleich aufgeht und hin und wieder auf den Wegesrand oder unter dorniges Gestrüpp fällt, genießen doch recht viele Gottesdienstbesucher unseren Waldgottesdienst, den jährlichen Hofgottesdienst, Gottesdienste am Wasser oder in Gärten – gerade auch in Corona-Zeiten.

Unendliche Variabilität

Das Pastorenamt wurde in vielerlei Hinsicht theologisch unter die Lupe genommen und mit verschiedensten theoretischen Bildern gepaart, um ein neues Bewusstsein zu schaffen. Der Pastor etwa als spiritueller Führer, als Generalist oder als Manager der Gemeinde und vieles andere mehr. Ich habe oft versucht, solche Bilder zu verinnerlichen und sie mit mehr oder weniger Erfolg auf Praxistauglichkeit zu testen. Aber keines reicht nur annähernd an die Komplexität des heutigen Pastorenberufes heran. Eine schier unendliche Variabilität von Aufgaben erwartet einen Berufseinsteiger und mittlerweile auch gestandene Profis im Amt. Der volkstümliche Mythos vom Pastor, der nur sonntags auf der Kanzel seine mehr oder minder gelungene Predigt hält, wurde diesem Amt noch nie gerecht. Die Komplexität gemeindlicher Aufgaben hingegen ist fast unüberschaubar geworden. So nehmen die klassischen Aufgaben der Verkündigung wie das Predigen, liturgische Leitung oder Seelsorge heutzutage nur noch einen geringen Teil ein. Gerade in den ländlichen Gebieten im Osten ist die Anzahl an hauptamtlichen Mitarbeitern verschwindend gering, so dass der Pastor oft allein auf weiter Flur agiert. Er wird vom Generalisten zum Universalisten, zu einem Mann, der alles wissen und können muss. Vielfach steht er der Gemeinde vor oder ist für das elektronische Kassenbuch und den Finanzhaushalt verantwortlich. Er managt Kasualien, wenn solche außer den Beerdigungen überhaupt noch stattfinden. Er ist Moderator, Mediator, Grundstücksmakler, Veranstaltungsmanager, Musiker und neben vielem hier nicht Genannten auch noch Bauherr.

Das sind eigentlich Bereiche, von denen ein studierter Theologe kaum Ahnung hat. Als ein solcher Bauherr betreue ich in meiner Gemeinde sieben Kirchen. Von denen sind allein sechs historische Bauwerke, die teilweise mehrere Jahrhunderte alt sind. Bei einer Baumaßnahme gilt es dann nicht nur das Baudenkmal und den finanziellen Aufwand zu beachten, sondern auch die Vorlieben jeder einzelnen Gemeinde vor Ort. Hinzu kommen mehrere Pfarr- und Gemeindehäuser. Damit stehe ich in Pommern noch recht gut da. Ich kenne Kollegen, die zwölf und mehr Kirchen nebst zugehörigen Gebäuden zu verwalten haben.

Allerdings möchte ich kein Klagelied anstimmen, wenn auch die Last der mir anvertrauten Aufgaben sehr groß ist. Ich fühle mich trotz allem als ein von Gott beschenkter Mensch und schaue mit Hoffnung auf das, was da noch kommen mag. Verantwortungsvoll Gott und Menschen zu dienen, gehört zu meinen Grundsätzen. Und dabei sich als von Gott angenommenes und geliebtes Menschenkind zu wissen, das mit Sicherheit nicht alles weiß und bewerkstelligen kann, das Fehler macht und vor allem wissen muss, dass es nicht der Mittelpunkt der Welt ist.

Pastor Arnold Pett: „Ich möchte kein Klagelied anstimmen."

Auferstehungsorte

Von der Verantwortung für historische Grablegen

ANDREAS STRÖBL

Wer sich als Archäologe mit Bestattungen aus den vergangenen fünfhundert Jahren beschäftigt, kommt nicht umhin, sich mit theologischen Fragestellungen auseinanderzusetzen – und mit Theologen, die mitunter in eine völlig andere Richtung argumentieren, als es den mit Leidenschaft betriebenen Projekten dient. Um es vorweg zu sagen: In den vergangenen zwanzig Jahren der Rettung von Familiengrüften und ihren Inventaren gab es mehrheitlich sehr erfreuliche Begegnungen mit Pastorinnen und Pastoren, die das jeweilige Projekt nach Kräften unterstützten.

Es geht ohnehin nur miteinander, und wenn die Kirchgemeinde vor Ort ihrer geplünderten Adelsgruft die Würde wiedergeben will und offen für eine nicht immer ganz günstige Restaurierung ist – dann ist der Rest auch zu schaffen. Da gab es den Pastor in Hannover-Wettbergen, der nach dem wissenschaftlichen Dokumentieren und Aufräumen die Gruftwände selbst gekalkt hat, oder den im kleinen Schilde in der Prignitz, der am heiligen Sonntag die durch Plünderer zerstörten Särge aus der Grablege mit herausgeschleppt hat. Oder die Kirchgemeinde in Golzow bei Brandenburg/Havel, ohne deren anpackenden Pastor und die unermüdliche Gemeindesekretärin weder die Organisation noch die Finanzierung zu schaffen gewesen wäre, um einem der besterhaltenen Bestände einer Gruft des preußischen Militäradels wieder zu Glanz und Würde zu verhelfen.

Grablegen sind Auferstehungsorte und letztlich Imitationen des Grabes Christi.

Dass es aber oft leider anders läuft, zeigen Beispiele aus dem Ostfriesland der 1970er-Jahre, wo der Pastor einer Dorfkirche liebevoll bemalte Kindersärge aus dem Barock in den Baucontainer schmiss und dem herbeigeeilten Denkmalpfleger mit der Polizei drohte. Ein Mitarbeiter der Baubehörde einer norddeutschen Domkirche mit einem Sargbestand von europäischer Bedeutung schlug vor Jahren vor, das Gewölbe doch einfach mit Beton auszugießen, dann hätte man keine Arbeit mit den historischen Altlasten.

Foto: Lutz Roessler

Die Särge derer von Sachsen-Anhalt aus dem Zerbster Schloss, unter denen sich auch die der Eltern Katharinas der Großen befinden und die von unschätzbarem kulturhistorischem Wert sind, werden dort gerne als „fürstliches Gerümpel" bezeichnet. Seit Jahren laufen Bemühungen, diese letzten Schätze der durch den Zweiten Weltkrieg geschundenen Residenzstadt zu restaurieren und – mit dem gebotenen Respekt vor den Verstorbenen – wieder auszustellen. Aber es interessiert sich bis auf den Vorsitzenden des „Fördervereins Schloss Zerbst" dort kaum jemand dafür.

Von den im Jahre 2009 mindestens neun Gruftkammern mit noch unangetasteten Särgen aus dem 18. und 19. Jahrhundert auf dem Wipertifriedhof in Quedlinburg (siehe „Von wegen Grusel!" in *zeitzeichen 8/2018*) verfügt aktuell nur noch eine über ihren Bestand, weil sie ein Kulturliebhaber mit familiärem Bezug gekauft hat. Die anderen wurden undokumentiert ausgeräumt, obwohl sie unter Denkmalschutz gestellt worden waren.

„Lasst die Toten ihre Toten begraben!" – Das Jesus-Zitat (Lukas 9,60 und Matthäus 8,22) eignet sich nur scheinbar als Totschlagargument, wenn man als Kirchenmann oder -frau keine Lust hat, historische Grablegen wieder zu dem zu machen, was sie sind: Auferstehungsorte und letztlich Imitationen des Grabes Christi, in dem die Verstorbenen bis zum Jüngsten Tage ruhen sollen – wenn man sie lässt. Zudem sind Grabmäler und Gruftgewölbe Memorialstätten, an denen der Verstorbenen gedacht werden soll. Erinnerung ist eine Form der Totenfürsorge und hat auch etwas mit Verantwortung zu tun.

Abgesehen davon, dass Artikel eins des Grundgesetzes auch für die Toten gilt: Es sollte selbstverständlich sein, dass die Leichname derjenigen, die all die Kirchen und Schlösser erbauen oder Parkanlagen anlegen ließen, an denen sich die Touristen erfreuen und die Vereinen und Gemeinden Geld in die Kassen spülen, nicht zwischen Getränkedosen, Kaugummipapieren und sonstigem Müll liegen. Meist sind die Knochen der Toten wild verstreut und mumifizierte Leichname aus den Särgen gerissen worden. Würdige Totenruhe sieht anders aus.

Glücklicherweise gibt es inzwischen aber zahlreiche Grüfte, die in Zusammenarbeit mit Landeskirchen und Gemeinden wieder in alter Pracht, wenngleich mit sichtbaren Spuren der Zeitläufte, erstanden wurden – und die teilweise auch besuchbar sind. Oberstes Gebot ist dabei, dass die Leichname selbst nicht gezeigt werden.

Dass historische Grablegen identitätsstiftend wirken können, zeigt das Beispiel der Fürstengruft in der Wolgaster St.-Petri-Kirche. Seitdem die Dokumentation und Restaurierung der prachtvollen Zinnsärge derer von Pommern-Wolgast mit dem „Europa-Nostra-Preis", also dem Denkmalpflege-Oscar, ausgezeichnet wurden, nennt sich die Stadt am Peenestrom stolz „Herzogstadt Wolgast". Erinnerung kann guttun.

Dr. Andreas Ströbl ist Archäologe und Kunsthistoriker. Sein Schwerpunkt sind neuzeitliche Gruftbestattungen.

GUDRUN M. KÖNIG

Achtsamkeit

Das Gehen reicht von der körperlichen Fortbewegung bis hin zum meditativen Erlebnis.

Seite 24

UWE RADA

Renaissance

Vorbei die Zeiten, als die Fußgänger in den Städten unter die Räder kamen.

Seite 27

MARTIN RÖSEL

Schritt-Tempo

In biblischen Zeiten gingen die Menschen meist nur innerhalb der Ortschaft.

Seite 31

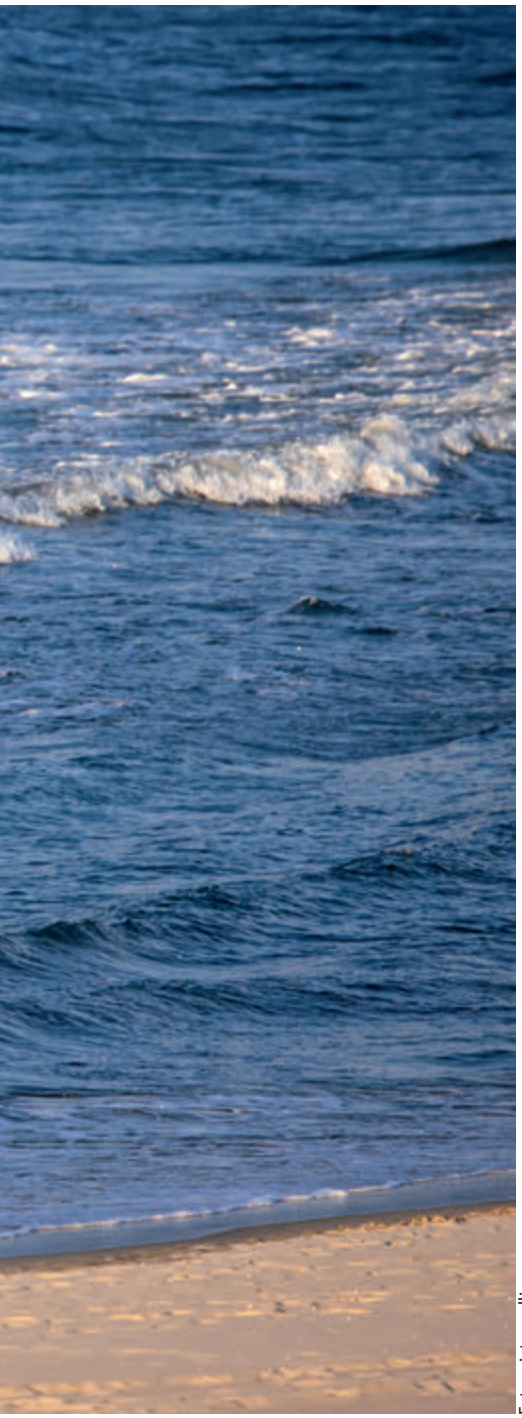


Foto: picture alliance

Vom Glück des Gehens

Der Spaziergang galt lange als ausgetretenes Hobby. Doch in der Corona-Pandemie wurde das Gehen zwangsläufig immer beliebter. So hat die Seuche ebenfalls jungen Menschen Beine gemacht und schrittweise das Sprechen miteinander verändert. Man kann alleine oder in Gesellschaft gehen, Tiere und Pflanzen beobachten, die Jahreszeit sinnlich wahrnehmen, Gedanken nachhängen und Lösungen finden.

BERND LOHSE

Beten

Pilger heißt Fremder. Jeder Gang ist eine Wanderung ins Unbekannte.
Seite 34

INTERVIEW

Bodenkontakt

Gespräch mit dem Olympiasieger Peter Frenkel über seinen Gang zur Goldmedaille.
Seite 37

Fotos: akg-images

Spazierengehen ist ein Privileg

Ein Blick in die Kulturgeschichte des Gehens – Körperbewegung und Gesundheitsvorsorge

GUDRUN M. KÖNIG

Schönes Wetter mit milden Temperaturen führte in diesem Frühjahr zur Überfüllung naher Spaziergangsziele. Bis zum Corona-Lockdown galt das Spazieren als eine etwas altmodische Freizeitbetätigung, wie Gudrun M. König, Professorin für Kulturanthropologie an der Technischen Universität Dortmund beschreibt.

In Zeiten des Corona-Lockdowns wurde eine Gangart wiederentdeckt, die als Freizeitvergnügen seit Jahren nicht mehr „trendy" schien: das Spazierengehen. Statistiken zeigen jedoch, dass es an Beliebtheit in den vergangenen Jahren einen gleichbleibend hohen Rang genoss. Es galt zwar nicht als Speerspitze eines sportiv geprägten Alltags zwischen Walken, Wandern und Joggen, doch hat sich das Spazierengehen stets in den oberen Rängen der freizeitlichen Vergnügungen gehalten. Eine Umfrage des Portals Statista vom November 2020 hat gezeigt, dass es in den Jahren 2016 bis 2020 sogar relativ stabil geblieben ist. Im Jahr 2020 hat sich allerdings die Zahl der Personen, die mehrmals wöchentlich spazieren gehen, coronabedingt um 1,4 Millionen erhöht. Der Anstieg über die vier vergangenen Jahre ist freilich nicht so gravierend wie einen die gut besuchten Wege bei schönem Spaziergangswetter annehmen ließen. Insbesondere schönes Wetter mit milden Temperaturen führte im Frühjahr 2021, begleitet von einem großen saisonalen Medienecho, zur Überfüllung naher Spaziergangsziele. Bis dahin galt das Spazieren tendenziell als eine etwas altmodische Freizeitbetätigung. Mangelnde Alternativen im Lockdown wie Reisen, Studio- und Gruppensport haben dem Spazierengehen zu neuer Popularität verholfen. Es benötigt keine Vorbereitung, wenig Ausrüstung, ist relativ unkompliziert und bietet die Chance zur Geselligkeit und zum Gespräch mit Abstand.

Die Gründe für die neue wie die alte Beliebtheit des Spazierengehens sind vielfältig. Es bietet Erholung; die gemäßigte Bewegung ist gesund. Allerdings sind häufig unterschiedliche Geherlebnisse und Vergnügungen gemeint, die alle Spazierengehen heißen, aber doch different sind. Man kann alleine oder in Gesellschaft gehen, Tiere und Pflanzen beobachten, die Jahreszeit sinnlich wahrnehmen, Gedanken nachhängen und Lösungen finden. Bestimmte Jahreszeiten wie Frühling und Herbst gelten als besonders geeignet. Seine Beliebtheit war jedoch generationenspezifisch verteilt und hatte damit unterschiedliche

Claude Monet: Spaziergang bei Argenteuil, 1873 (links). Carl Spitzweg: Der Sonntagsspaziergang, 1841.

Konkurrenzvergnügungen wie Joggen und Walken, Wandern und Sonnenbaden. Im Lockdown wurde das Spazierengehen für alle Altersgruppen gleichermaßen beliebt, weil sich mit ihm Gespräche besser führen ließen als mit anderen sportlichen Aktivitäten im Freien. Körperliche Bewegung und freundschaftliche Begegnung waren zugleich möglich. Die Auszeit auf der Parkbank mit Kaffee in der Thermoskanne ersetzte den Gang ins Kaffeehaus. Das gesteigerte Sitzen im Homeoffice ohne Arbeitsweg und Kantinengeplauder, geschlossene Fitnessstudios und fehlender Vereinssport brachten dem leicht realisierbaren Spaziergang neue Aufmerksamkeit.

Bewegte Körpererfahrung

Spazierengehen war und ist ein Privileg. Gegenüber anderen Vergnügungsarten ist es jedoch ausgesprochen günstig. Wir benötigen nur freie Zeit oder Zeit, die wir erübrigen können oder wollen. Diese Verfügbarkeit ist nicht allen gleichermaßen gegeben, sie ist aber nicht mehr unmittelbar an Stand, Klasse oder Schicht gebunden, gleichwohl an die soziale und familiäre Situation. Das Vergnügen beim Gehen muss kulturell und sozial gelernt werden, sonst sind andere Vergnügungsweisen attraktiver: Netflix, Internet, Kochen. Für den Spaziergang muss man sich aufmachen, zuweilen auch aufraffen. Das fällt leichter, wenn man das Privileg hatte, ihn als positive Erfahrung zu erinnern. Der Vorteil ist, dass das Spazierengehen keine großen Körperkünste benötigt. Der Spaziergang ist eine synästhetische Wahrnehmungsschule und bewegte Körpererfahrung. Er stärkt die Widerstandskraft, trainiert Körper wie Wahrnehmung mit den Sinnen des Sehens, Hörens, Riechens, Fühlens. Spazierengehen erscheint uns als eine Selbstverständlichkeit, die es schon immer gab. Dem ist nicht so. Es ist eine kulturelle Praktik, als solche gelernt und veränderbar. Spazierengehen bedarf gewisser gesellschaftlicher Voraussetzungen: planbare freie Zeit, Distanz zur Natur, Wege ins Grüne und bürgerliche Öffentlichkeit. Erst mit der Aufklärung im 18. Jahrhundert wurden die Voraussetzungen geschaffen, das Naturschöne ästhetisch wahrzunehmen. Zentral für diese Entwicklung war auf längere Sicht die Veränderung der Naturwahrnehmung von einer bedrohlichen zu einer bedrohten Größe.

Der Spaziergang ist eine kulturelle Praktik, als solche gelernt und veränderbar.

Mit der beginnenden politischen Emanzipation des Bürgertums gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde dem adeligen Privileg des Müßiggangs und seiner repräsentativen Geselligkeit in den Parks eine öffentliche, bürgerliche Schauseite abgetrotzt. Die Einrichtung von städtischen Promenaden wie die Öffnung fürstlicher Gärten korrespondierten daher mit den Transformationen sozialer Ordnung am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Jahre um 1800 gelten als die gesellschaftliche Erfindung

des öffentlichen Grüns. Bis dahin waren Parks und erste Landschaftsgärten in der Regel dem müßiggehenden Adel vorbehalten. Nun etablierte sich eine bürgerliche Schicht, die freie Zeit hatte und die ihren politischen Anspruch auf Teilhabe mit dem Gang ins Freie demonstrierte. Städtische Bollwerke zur Verteidigung, militärisch nutzlos geworden, wurden geschleift, Alleen angelegt, Parks geöffnet und der Spaziergang auf der Promenade zum gesellschaftlichen Ereignis. Parallel hatten sich gesundheitliche Vorstellungen gefestigt, zuvor bereits in den Bade- und Kurorten erprobt, die dem Gehen im Freien prophylaktische

Landschaft und städtische Räume wurden mit Wegen, Bänken und Denkmälern möbliert.

und regenerative Funktionen zusprachen. Die Geschichte des Spazierengehens ist nicht monokausal zu verstehen, sondern eine Vernetzung diverser Entwicklungen.

Formal hat das Spazierengehen zweckfrei zu sein, die körperliche Ertüchtigung begleitet es en passant. Es ist ein demonstratives Vergnügen. Sobald sich Zwecke mit ihm verbinden, wechselt es Aussehen, Ansehen und Begrifflichkeit: Wandern, Fußreise, Walz.

Die Voraussetzung für die veränderte Landschaftswahrnehmung um 1800 war die zunehmende Distanz des Bildungs- und Besitzbürgertums zur Natur, die die ästhetische Wiederaneignung nötig und möglich machte. Die politischen Umgestaltungen schürten die Lust auf Bewegung. Literarische wie künstlerische Schilderungen galten gleichermaßen als Vorbild wie Abbild: Der Osterspaziergang vor dem Tor in Goethes Faust beschreibt die Begegnung unterschiedlicher Klassen und Schichten. Moritz von Schwinds Gemälde „Spaziergang vor dem Stadttor“ (1827) oder Carl Spitzwegs „Sonntagsspaziergang“ (1841) begleiteten die Etablierung des Spaziergangs als bürgerliche Praktik. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde mit der Einrichtung sogenannter Volksgärten der naherholende Effekt des Gehens im Grün für alle Klassen und Schichten gartenarchitektonisch in den größer werdenden Städten umgesetzt.

Aber auch der Spaziergang auf ungebahnten Wegen ins Freie, in Feld und Wald bekundete, dass der bürgerliche Landschaftsappetit sich nicht auf die symbolische Okkupation des städtischen Raums beschränkte. Die Anlage von Spazierwegen in die domestizierte Natur, Aussichtsplätze und Ruhepunkte offerierten Überblicke, Nah- und Fernsichten, die den Anspruch auf politische Teilhabe naturalisierten. Während der bürgerliche Spaziergänger den Stadt- wie Landschaftsraum gleichermaßen nutzte, war die bürgerliche Spaziergängerin nur im Regelwerk familiärer Ordnung auf der geselligen Promenade willkommen: Die Formen der Raumaneignung waren sozial und nach den Geschlechtern geschieden. Das ganze 19. Jahrhundert hindurch wurde das Tagesausgehkostüm der Damen kategorial als Promenadenkleidung bezeichnet.

Die Möblierung der Landschaft und der städtischen Räume mit Wegen, Bänken, Denkmälern und einem kommoden Grün beschränkte sich nicht auf Residenz- und Hauptstädte, doch London, Paris und Wien offerierten die prächtigsten Anlagen. In der südwestdeutschen Residenzstadt Stuttgart initiierte König Friedrich den Bau des Schlossgartens und ließ ihn im Jahr 1808 für die Öffentlichkeit einrichten. Strenge Regeln, angeschlagen auf Tafeln im Park, formulierten das angemessene Verhalten auf den Promenaden.

Und Spazierengehen ist nicht gleich Spazierengehen. Es gibt den belehrenden Spaziergang, den Spaziergang, der Gedanken ordnet und Gespräche möglich macht, den Ertüchtigungsspaziergang bis zur sogenannten Terrainkur im Badeort, die Ende des 19. Jahrhunderts die gesundheitlichen Aspekte des Gehens medizinisch verfeinerten.

Der philosophische Spaziergang, das geistig inspirierte Deambulieren, die Verfertigung des Denkens beim Gehen, ist bereits seit der Antike belegt. Die Funktionen hingegen lassen sich – abgesehen vom Kulminationszeitraum 18. Jahrhundert – historisch kaum ordnen: Das Wissen um den Zusammenhang von Körperbewegung und Gesundheitsfürsorge bestimmte das Spazierengehen in den Badeorten bereits in der Frühen Neuzeit. Studenten spazierten zum Vergnügen seit Beginn der universitären Geschichte, weil sie im Gegensatz zu vielen anderen freie Zeit hatten. Die Philanthropen kultivierten das Spazierengehen am Ende des 18. Jahrhunderts als pädagogisches Instrument: Das Lehren und Lernen durch Anschauung, die Beobachtung von Flora und Fauna, die Natur als pädagogisches Demonstrationsobjekt und der Körper als Erziehungsaufgabe stilisierten das Spazierengehen als probates Mittel der Erziehung. Historisch ordnen lassen sich daher weniger die vermischten Funktionen als die beteiligten sozialen Schichten: Landschaftsgenuss wurde vom adeligen Privileg zum populären Vergnügen.

Getrimmtes Grün

Bereits die literarischen Spaziergänger um 1800 beklagten die Effekte dieser Beliebtheit. Der Dichter Jean Paul lustwandelte lieber einsam als „hundertsam“ und mokierte sich über die bevölkerten Spazierwege. Was die einen schützen wollten, nämlich „unberührte Natur“, wurde historisch durch das Berührtsein durch landschaftliche Reize zugleich obsolet. Die Dichotomie der bürgerlichen Natursicht pendelte sich zwischen Annäherung und Distanz ein, wobei der Zusammenhang zwischen pathetischer Überhöhung und Unterwerfung in der alltagskulturellen Wahrnehmung weitgehend ausgeblendet blieb: Die „Natur“ wurde aus den Städten vertrieben und kehrte als ein getrimmtes Grün, als „Begleitgrün“, wie es in der Stadtplanung heißt, zurück.

Passionierte Spaziergänger und Spaziergängerinnen erholen heute Körper und Geist durch Bewegung und Inspiration im Grünen. Der (familiäre) Sonntagsspaziergang ist als bürgerlicher Klassiker auszumachen. Am beliebtesten und häufigsten ist nun das Spazieren in Paarformation. Im Gegensatz zum Wandern ist seine Dauer begrenzt. Der Spaziergang wird in seiner (Corona-)Alltäglichkeit zwar nicht mehr in der sogenannten Sonntagskleidung getätigt, aber eben auch nicht in sportiver Kleidung. In der Regel benötigt er keine spezifische Ausrüstung und keine größere Vorbereitung. Beim Spaziergang kehrt man nach wenigen Stunden an den (heimischen) Ausgangsort zurück. In Bezug auf die körperliche Ertüchtigung konkurriert der Spaziergang mit einer Vielzahl sportiver Alternativen. Im Lockdown der Pandemie der Jahre 2020 und 2021 fiel diese Konkurrenz teilweise weg und bescherte dem Spazierengehen neue Achtsamkeit.

Die Stadt auf die Füße stellen

Warum die Innenstädte dringend fußgängerfreundlicher gestaltet werden müssen

UWE RADA

Spätestens seit Corona erleben viele Städte eine Renaissance des Gehens. In der Stadtplanung kommt das erst mit Verzögerung an. Der Journalist Uwe Rada hofft, dass die Zeiten, in denen Fußgängerinnen und Fußgänger verkehrspolitisch gesprochen unter die Räder kamen, vorbei sind.

Foto: akg-images/Lothar M. Peter

Fahrradfahrer und Fußgänger: Sie stehen in der Stadt in Konkurrenz zueinander.

Es ist nicht ganz leicht, sich in Görlitz zurechtzufinden. Rund um den Untermarkt mit seinen Tuchhallen aus der Zeit der Spätrenaissance schließen sich die mittelalterliche Nikolaivorstadt und der Obermarkt an. Diese wiederum sind umgeben von den gründerzeitlichen Stadtquartieren, die sich, wie die Altstadt, dadurch auszeichnen, dass sie keiner planerischen Idee zu folgen scheinen. Man muss sich auskennen oder Zeit nehmen, will man sich in Görlitz zurechtfinden. Das gilt für die, die zu Fuß unterwegs sind, erst recht aber für jene, die mit dem Auto kommen.

Was für Fußgänger und Fußgängerinnen ein Paradies ist, musste den Planerinnen und Planern einer autogerechten Stadt ein Albtraum gewesen sein. In der Nikolaivorstadt waren schon die Sprenglöcher gebohrt, als im November 1989 die Wende kam. Eine große Autostraße sollte quer durch den nördlichen Altstadtrand mit seinen hügeligen Gassen führen. Heute sind die ehemaligen Handwerkerhäuser saniert, junge Familien haben in ihnen ein Zuhause gefunden. Görlitz ist nicht nur die östlichste Stadt Deutschlands, vielen gilt sie mittlerweile auch als die schönste Stadt des Landes. Und sie ist, gerade wegen der Orientierungsschwierigkeiten, ein Fußgängerparadies. Hinter jeder Ecke gibt es etwas zu entdecken. Vielleicht sollten die Tourismusverantwortlichen schon mal den Claim reservieren: Görlitz geht!

Aber nicht nur Görlitz geht. Auch Berlin, Hamburg und Paris gehen. Diese Renaissance des Gehens kam sozusagen im Huckepack mit der Renaissance der Innenstädte als Wohnort. Ab den Nuller-Jahren war in vielen Städten die Umlandwanderung an ihr Ende gekommen, auf städtischen Brachen entstanden neue Bauprojekte mit flexiblen Wohnungsgrundrissen. Die neuen Quartiere hießen „Höfe“ oder „Gärten“ und versprachen Behaglichkeit mitten im quirligen Großstadtleben. Das hatte auch Auswirkungen auf die individuelle Nutzung der Stadt. Mehr Familien bedeuteten mehr Schulwege, mehr Aufenthaltsqualität, mehr Fahrrad- und Fußverkehr. In manchen Kiezen einer Großstadt ging es nun so zu wie in der Görlitzer Nikolaivorstadt.

Mit der Corona-Pandemie kam eine neue Erfahrung dazu. Vor allem während des ersten Lockdowns ging die Mobilität um teilweise über fünfzig Prozent zurück. Die Straßen waren leer, aber die Grünflächen und Parks waren bald wieder voll. Ein neues Anspruchsdenken an die Stadt entstand: möglichst kurze Wege zum Einkaufen, Erholungsmöglichkeit um die Ecke. „Wenn der Umkreis, in dem man sich bewegen kann, auf einmal stark begrenzt ist, wird natürlich die Qualität des eigenen Stadtviertels ganz relevant“, sagt Daniel Moser von der „Transformative Urban Mobility Initiative“ (TUMI), unter deren Dach sowohl Nichtregierungsorganisationen als auch das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung vernetzt sind. Das führte dazu, dass sowohl die Stärken des eigenen Quartiers mit anderen Augen gesehen werden, aber auch die Schwächen, meint Moser. Etwa dann, wenn man feststellt, dass „da, wo ich lebe, es gar nicht das gibt, was ich für meinen täglichen Bedarf brauche“. Die Stadt der Gehenden, das hat uns spätestens Corona gelehrt, ist nicht identisch mit der Stadt der Flaneure. Gehen im Alltag ist nicht ziellos, es ist vielmehr eine andere Form der Mobilität, um von A nach B zu kommen, zum Bäcker, zum Park, zur nächsten Carsharing-Station. Doch das braucht Platz, und den müssen sich die zu Fuß Gehenden erkämpfen. Soll der Renaissance der Innenstadt und der des Gehens auch eine Renaissance der Stadtplanung folgen, müssen die Städte endlich vom Reifen auf die Füße gestellt werden. Von den Reifen der PKW ebenso wie von denen der Fahrräder.

Ein neues Anspruchsdenken fordert kurze Wege zum Einkaufen und Erholungsmöglichkeit um die Ecke.

Fotos: dpa

Eine ähnliche Revolution hatte schon einmal stattgefunden, und sie prägt unsere Städte bis heute. Einer ihrer Stichwortgeber war der langjährige Oberbürgermeister von Berlin in der Weimarer Republik, Gustav Böß. „Die kräftige Entwicklung der deutschen Autoindustrie zeigt, dass wir auf dem Wege zu amerikanischen Verhältnissen sind“, frohlockte Böß schon 1929. „Berlin braucht in der Innenstadt neue Ringstraßen und nach außen neue Ausfallstraßen. Der zunehmenden Motorisierung des Verkehrs muss durch besondere Autostraßen Rechnung getragen werden, wie es in anderen Weltstädten, zum Beispiel New York, London und Paris, bereits geschehen ist. (…) Man darf nicht vor einem Niederreißen und Zerstören zurückschrecken, mag auch das Bestehende gefühlsmäßig wertvoll sein.“

Einen ersten Vorgeschmack auf die neue Stadt des Automobils hatten die Berlinerinnen und Berliner schon 1921 bekommen. Ein Jahr nach der Bildung von Groß-Berlin war die „Automobil-Verkehrs- und Übungsstraße“ AVUS eingeweiht

worden. Nach dem Krieg dann gab es beim autogerechten Umbau der Stadt kein Halten mehr. Heute ist Berlin nicht nur die Stadt der vielen Kieze und kleinen Plätze, sondern eben auch ein Anschauungssobjekt der autogerechten Stadtplanung: Unter dem Bundesplatz rauscht eine Schnellstraße, durch Berlin die Stadtautobahn, da wo Berlin entstanden ist, am Molkenmarkt, war lange ausgemacht, wem Berlin gehört: dem Automobil. Vor allem dort, wo die Altstädte dem Bombenkrieg zum Opfer gefallen waren, wurden autogerechte Schneiden durch die Städte gezogen. In Halle oder Bremen verlaufen aufgeständerte Stadtstraßen sogar mitten durch die Innenstädte.

Nicht zu Unrecht sprach der Publizist und Verleger Wolf Jobst Siedler 1964 von der „zweiten Zerstörung der Städte“. Nun könnte man einwenden, aber es gibt doch die Fußgängerzonen! Nachdem nach dem Krieg in Rotterdam mit der Lijnbaan die erste für Fußgänger reservierte Straße entstanden war, folgten in Deutschland 1953 die Treppenstraße in Kassel, die Holstenstraße in Kiel oder die Schulstraße in Stuttgart. Die erste Fußgängerzone der DDR entstand 1960 mit der Karl-Marx-Straße in Magdeburg. In Dresden wurde mit der Prager Straße sogar eine ganz dem Fußgängerverkehr gewidmete Straße neu als Schneise in die Trümmer des in Schutt und Asche gelegten Elbflorenz gelegt. Für den Architekturkritiker und *Bauwelt*-Redakteur Ulrich Brinkmann ist die Fußgängerzone

aber keine Rückbesinnung der Planerinnen und Planer auf eine menschengerechte Stadtplanung. Brinkmann sieht sie eher als „die andere Seite der autogerechten Stadt. Das Reservat, was den Fußgängern vorbehalten war, weil eben der Rest dem Auto gewidmet war."

Dem Auto gewidmet

Welche Bilder von Stadt das Auto hervorbrachte, zeigte sich in den 1970er-Jahren bei den in den Schulen weitverbreiteten Aufgaben, die Welt um das Jahr 2000 zu zeichnen. Die Straßen wimmelten in diesen Zeichnungen vor futuristischen Fahrzeugen, der Himmel über den Städten war bevölkert mit Fluggeräten. Die Stadt hatte sich verkehrlich entmischt. Die Straßen gehörten den Autos, der Himmel dem individualisierten Verkehr mit Propellerantrieb. Man strebte ins Unendliche.

Dieses Bild entsprach weitgehend den utopischen Plänen, wie sie für Städte wie Paris oder Berlin entworfen worden waren. Für Paris legte Le Corbusier 1925 seinen Plan Voisin vor. Gesponsert vom Auto- und Flugzeughersteller Voisin zeigte er ein Paris, in dem nördlich der Seine tabula rasa gemacht wurde. An Stelle der alten Stadt sollten 18 locker und regelmäßig angeordnete sechzigstöckige Hochhäuser mit kreuzförmigem Grundriss treten. Die Verkehrsachsen gehörten den Autos. In Berlin legte Hans Scharoun 1946 einen Kollektivplan vor, dessen Grundriss nicht mehr das historische Straßenraster war, sondern ein neues Netz von Schnellstraßen mit kleeblattförmigen Kreuzungen.

All diese Pläne versprachen Zukunft, weil sie radikal mit dem Alten brachen. So wie das Auto für ein Zukunftsversprechen in der Mobilität stand, war die Abkehr von der dunklen, feuchten Altstadt des Mittelalters oder der steinernen Stadt der Gründerzeit das städtebauliche Versprechen der Moderne. Es ging einher mit einer Entmischung der städtischen Nutzungen und einer Zonierung der Stadt in Räume des Wohnens, des Arbeitens, der Freizeit und des Verkehrs. Und der Fußgängerzonen.

Wer mit dem Auto fuhr, war also auf dem Weg in die Zukunft einer Stadt, in der bald alles geregelt sein würde im Sinne des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritts. Das Gehen dagegen war auf schmale Bürgersteige verbannt oder wurde in Fußgängerzonen dem Fortschritt einverleibt. Tatsächlich aber wurde es mitunter sogar eine anarchische Praxis des zivilen Ungehorsams gegen die autogerechte Mobilitätsmaschine Stadt.

Wer heute durch die Zwischenzonen der Städte wandert und versucht, sich zwischen Kernstadt und Vorstadt in den Zwischenstädten zu orientieren, stößt immer wieder auf Trampelpfade. Jenseits der formellen Stadtplanung sind diese Pfade ein Hinweis darauf, dass sich die zu Fuß Gehenden in den Städten immer auch ihre eigenen Wege gesucht haben. In den Gründerzeitquartieren wurden Baulücken zu Durchgängen zwischen den Straßen. An Brachflächen wurden die Bauzäune aufgestemmt, um schneller von einem Ort zum andern zu gelangen.

Peu à peu riefen sich die Gehenden damit wieder in Erinnerung. Die Verwaltungen reagierten mit neuen Zebrastreifen oder, später schon, mit den ersten Tempo-30-Zonen. Diese erste Revolution von unten war vor allem dort entstanden, wo sich Menschen gegen weitere Kahlschlagsanierungen in ihren Städten zur Wehr gesetzt hatten. Nicht mehr Entmischung lautete ihr Credo, sondern der Erhalt der Mischung. Diese Mischung war zum einen eine soziale Mischung, also das Nebeneinander verschiedener städtischer Milieus. Und es war eine Nutzungsmischung. Die verschiedenen Funktionen der Stadt sollten nicht länger getrennt sein, sondern wieder zusammengeführt werden. Die behutsame Stadterneuerung etwa in Berlin-Kreuzberg sah sich dem Grundsatz einer Mischung aus Wohnen, Arbeiten und Freizeit verpflichtet. Die Rolle des Autos aber war in den 1980er-Jahren nicht in Frage gestellt worden.

Jenseits der Stadtplanung haben sich die zu Fuß Gehenden immer ihre eigenen Wege gesucht.

„Früher hatte ich einen Arbeitsweg von zehn Kilometern", erinnert sich Roland Stimpel. „Den bin ich meist geradelt und einmal im Jahr

Fußgängerinnen und Fußgänger im öffentlichen Raum: Das Gehen ist oftmals auf schmale Bürgersteige verbannt.

gelaufen." Beim Laufen seien ihm jedes Mal die Augen aufgegangen. „Was man so alles sieht – Fensterschmuck, Lädchen, hübsche Vorgärten, das gemächliche Leben auf Vorort-Bürgersteigen. Auch treffe ich in meinem Kiez immer wieder Leute, wenn ich zu Fuß unterwegs bin."

Roland Stimpel ist nicht nur Stadtplaner. Er ist auch Sprecher der Initiative Fuß e.V. Als solcher versucht er auch, die Verkehrswende, die in vielen Städten inzwischen auf den Weg gebracht wurde, fußgängerfreundlich zu gestalten. Dabei stößt

„Das Fahrrad ist ein Fahrzeug und gehört deshalb auf die Straße."

er allerdings auf einen Konkurrenten, der, ähnlich wie das Auto in den Nachkriegsjahren, die verkehrspolitische Debatte dominiert – das Fahrrad. „Wenn Menschen vom Auto aufs Fahrrad umsteigen, ist das gut", sagt Stimpel in einem Interview mit dem Magazin *Klimareporter*. „Aber das Fahrrad ist ein Fahrzeug. Und gehört deshalb auf die Straße." Der Gehweg, findet Stimpel, sollte nur ein Gehweg sein – oder wieder werden. „Heute aber parken auf dem Gehweg Autos und fahren Fahrradfahrer und nehmen den Fußgängern den letzten Raum. Dazu kommen Stühle, die vor Cafés stehen, Ladesäulen, Paketroboter, Werbeschilder.

Fußgänger stehen am Ende der Nahrungskette. Das darf nicht sein." Stimpels Kritik teilt auch das Umweltbundesamt (UBA). In einer Studie vom Oktober 2018 kommt die Bundesbehörde zu dem Schluss, „dass sich mit dem Fußverkehr keine direkten wirtschaftlichen Interessen vergleichbar der Automobilindustrie oder teilweise auch der Fahrradindustrie verknüpfen". Anders als der Fahrradverkehr gelte der Fußverkehr „als unwichtig, unattraktiv und wenig zeitgemäß".

Selbst in Berlin, wo eine grüne Verkehrssenatorin nach dem Druck eines Fahrradvolksbescheids ein Mobilitätsgesetz auf den Weg gebracht hat, befinden sich Gehende, wie es Stimpel formuliert, am „Ende der Nahrungskette". Jahrelang war in Berlin nur von Fahrradschnellwegen oder „Protected bike Lanes" die Rede, nicht aber von einer fußgängerfreundlichen Stadt. Erst jetzt soll das Mobilitätsgesetz auch die Fußgängerinnen und Fußgänger berücksichtigen – ebenso wie den Wirtschaftsverkehr.

Doch inzwischen hat ein Umdenken stattgefunden, zumindest in der Theorie. Auf dem zweiten Deutschen Fußgängerkongress hatte das UBA schon 2018 ein Grundzügepapier vorgelegt, auf dessen Grundlage eine bundesweite Fußverkehrsstrategie erarbeitet werden soll. Fast schon revolutionär findet Roland Stimpel das Papier, denn es empfiehlt auch eine Überarbeitung der Straßenverkehrsordnung, immer noch die heilige Kuh des Autoverkehrs. So fordert die Straßenverkehrsordnung bis heute von Gehenden unter anderem das „zügige Überqueren" von Straßen auf kürzestem Wege. Nun soll nach dem Willen des UBA aus der StVO ein bundesweites Mobilitätsgesetz werden.

Neues Umdenken

Auch dabei könnte, wie schon bei der Renaissance der Innenstadt, die Pandemie ein Revolutionstreiber sein. So zumindest ist es im revolutionserprobten Paris. An der Spitze steht Oberbürgermeisterin Anne Hidalgo. Nachdem in ihrer ersten Amtszeit der Radverkehr um 54 Prozent gestiegen, der Autoverkehr aber um acht Prozent zurückgegangen ist, soll nun die „15-Minuten-Stadt" realisiert werden. In einem Radius von 15 Minuten soll zu Rad oder zu Fuß alles, was man braucht in der Stadt, erreichbar sein: der Supermarkt, die Ärztin, der Bäcker, Platz zum Erholen und zum Sporttreiben, Schulen und Kindergärten. Es ist die radikale Relokalisierung einer globalen Metropole.

Natürlich gibt es auch Kritik an dem Konzept, weil es in den wohlhabenden Innenstadtquartieren einfacher umzusetzen ist als etwa in der Banlieue. Aber hier kommt wieder die Planung ins Spiel. Für Deutschland hat das Umweltbundesamt vorgeschlagen, das Kriterium der „fußläufigen Erreichbarkeit" ins künftige Mobilitätsgesetz aufzunehmen. Das könnte es zum Beispiel kommunalen Verwaltungen erleichtern, die Genehmigung der Umnutzung eines Bäckerladens, der seine Miete nicht mehr bezahlen kann, in eine Boutique zu verweigern.

Die Zeiten, in denen Fußgängerinnen und Fußgänger, verkehrspolitisch gesprochen, unter die Räder kamen, scheinen vorbei. Ein Umdenken hat stattgefunden, und sind erst einmal neue Bilder von Stadt im Kopf, werden sie so schnell nicht mehr verschwinden. Wie sehr vor allem Stadtplanende eine Stadt vom Kopf auf die Füße stellen können, haben übrigens Görlitz und seine polnische Nachbarstadt Zgorzelec gezeigt. Dort wurde zum polnischen EU-Beitritt schon 2004 eine neue Fußgänger- und Fahrradbrücke errichtet. Gehende können nun auf einem Rundweg entlang der Neißepromenade beide Städte erkunden.

„Let my people go!“

In biblischen Zeiten: Wie aus dem Gehen der Einzelnen der Gang der Geschichte wurde

MARTIN RÖSEL

In biblischen Zeiten gab das Gehen die Geschwindigkeit vor, das Leben vollzog sich im Schritt-Tempo. Und nur Nomaden, Pilger, Händler oder Militärs legten lange Strecken zurück. Neben den schlechten Wegen warteten weitere Gefahren, wie Martin Rösel, Alttestamentler an der Universität Rostock, erläutert.

Und N.N. ging …“ Wollte man diesen Satzanfang durch die Bibel verfolgen, käme man zu allen wichtigen Geschichten – gewissermaßen eine Bibelkunde im Gehen, en passent: Kain ging hinweg vom Angesicht des Herrn (Genesis 4), Noah ging in die Arche und wieder heraus (Genesis 6–9), Abraham und Isaak gingen den schweren Weg zum Berg Morija (Genesis 22), die Tochter des Pharao ging hinab zum Nil und fand ein Schilfkästchen mit Mose darin (Exodus 2), Mose ging nach Midian und traf dort seinen Gott (Exodus 3), danach machte er sich mit ganz Israel auf den Weg aus dem Sklaven- in das gelobte Land. Im Neuen Testament gingen die Magier dem Stern bis nach Bethlehem hinterher (Matthäus 2), wohin Joseph und seine Familie gegangen waren, um sich schätzen zu lassen (Lukas 2). Jesus ging auf einen Berg und predigte (Matthäus 5–7), ging nach Jerusalem und schließlich in den Garten Gethsemane, wo er verhaftet wurde (Matthäus 26). Und dann geht die Kunde aus von seinem Tod und seiner Auferstehung, die Jünger gehen hinaus in die Welt, besonders Paulus auf seinen langen Missionsgängen bis nach Rom. Und noch später wird die Kunde von Johannes so zusammengefasst: Jesus Christus ist der Weg (und die Wahrheit und das Leben auch; Johannes 14,6). Das Gehen ist also ein biblischer Zentralbegriff, auch wenn er kaum je als solcher wahrgenommen wird.

Biblischer Zentralbegriff

Für moderne Menschen ist nicht unmittelbar offensichtlich, wie stark sich eine gehende Gesellschaft von unserer polymobilen unterscheidet. Gehen war zu biblischen Zeiten das Fortbewegungs- und Transsportmittel schlechthin. Schiffe und Boote konnten nur an Gewässern und oft nur saisonal eingesetzt werden. Zwar gab es Wagen, die aber meist von Ochsen gezogen wurden und daher entsprechend schwerfällig und zudem auf einigermaßen gebahnte Wege angewiesen waren. In den Heeren gab es Streitwagen mit Pferden, doch im Bergland war diese Waffe untauglich. Am Schilfmeer übrigens auch, wie die Israeliten laut Exodus 14 dankbar erfahren konnten. Also gab das Gehen die Geschwindigkeiten vor, das Leben vollzog sich im Schritt-Tempo.

Wohin werden die Menschen damals gegangen sein? Als besondere Gruppe wären zuerst die Nomaden zu nennen, bei denen der Weidewechsel im Rhythmus der Jahreszeiten das gesamte Leben prägte. Bei der sesshaften Bevölkerung, die bei den meisten biblischen Texten im Hintergrund steht, ist zunächst an die Gänge der täglichen Beschäftigungen zu denken: Wege, die innerhalb der Ortschaft zu gehen waren, etwa zum Brunnen am Tor (2.Samuel 23) oder zum Haus eines Töpfers (Jeremia 18). Oft genannt wird auch der Gang aufs Feld, wie es etwa im Buch Ruth beschrieben wird. Im Hohen Lied fordert die Sängerin den Freund zum Gang aufs Feld in eindeutig erotischer Absicht auf (7,12), wohl um der Öffentlichkeit der städtischen Enge zu entgehen.

Wir dürfen uns das Reisen im Altertum nicht allzu romantisch vorstellen.

Für weitere Gänge hatten nur vergleichsweise wenige Menschen Anlass. Da waren zunächst die Händler, die regional, aber auch international unterwegs waren. Ausweislich ägyptischer Funde hatte schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend der Fernhandel eine enorme Reichweite, so wurde etwa Lapislazuli aus dem Gebiet des heutigen Afghanistan importiert. Große Entfernungen legten auch Boten zurück, wie die diplomatische Korrespondenz im Archiv des Pharao Echnaton in Amarna belegt. Und natürlich sind militärische Truppen weite Strecken gegangen; zu erinnern ist nur an die Eroberung Samarias durch die Assyrer und Jerusalems durch die Neubabylonier. Auf dem Rückweg führten sie oft genug die Deportierten aus den besiegten Ländern mit sich, die den schweren Gang ins Exil machen mussten. Andere verließen die Heimat aus freien Stücken, aber ebenfalls nicht ohne Not: Zahlreich sind die durch Hunger und Unterdrückung verursachten biblischen Migrationsgeschichten: Die Erzeltern ziehen nach Ägypten (Genesis 12 und 46), Elimelech und seine Frau Noomi treibt die Not nach Moab (Ruth 1). Joseph und seine Familie fliehen vor Herodes nach Ägypten (Matthäus 2).

Hinzu kommen religiös veranlasste Gänge zu Kultorten außerhalb der Siedlungen oder zu zentralen Heiligtümern wie Dan oder Bethel (Hosea 4). Das Wallfahrtslied Psalm 122 fordert auf: „Lasst uns gehen zum Haus des Herrn“ – dem Tempel in Jerusalem. In neutestamentlicher Zeit ging man zum Passafest nach Jerusalem, so auch der zwölfjährige Jesus mit seiner Familie (Lukas 2). Im Alten Testament wird auch von Prozessionen

berichtet, etwa bei der Überführung der Lade nach Jerusalem. Hier wird die Lade auf einem Wagen gefahren, während die Menschen sie tanzend begleiten (2.Samuel 6). Wer ohne einen solchen Anlass unterwegs war, konnte leicht als suspekt gelten. Das hebräische Wort für „Läufer" (*meraggel*, abgeleitet von *rägäl*, Fuß) hatte daher auch die Bedeutung „Spion" (Josua 2).

Wir dürfen uns das Reisen im Altertum aber nicht allzu romantisch vorstellen. In biblischen wie außerbiblischen Texten ist mehrfach von Beschwernissen und Gefahren die Rede: Es gab keine befestigten Straßen im heutigen Sinn, sie wurden erstmals von den Persern und dann besonders von den Römern angelegt. Gerade, gebahnte Wege sind daher der Wunsch aller Gehenden (Jesaja 40,3), verödete, gewundene Wege sind Zeichen des Niedergangs (Richter 5,6). Entsprechend niedrig war das Durchschnittstempo der damaligen Zeit, man rechnet mit einem Tagespensum von dreißig Kilometern. Nur berittene Eilboten kamen auf größere Strecken von ungefähr sechzig Kilometern. So sind auch die Zeitangaben der Bibel nachvollziehbar: Abraham braucht drei Tage von Beerscheba bis Morija/Jerusalem (Genesis 22), Esra 3,5 Monate von Babylon bis Jerusalem.

Der Fernhandel war in Karawanen organisiert, mit Eseln und Kamelen, während die Menschen meist gingen.

Zu den schlechten Wegen kamen weitere Gefahren, wie sie noch Paulus benennt (2. Korinther 11,26): „Ich bin in Gefahr gewesen durch Flüsse [die nur auf Furten durchquert werden konnten], in Gefahr unter Räubern … in Gefahr in Wüsten". Mehrfach werden auch wilde Tiere wie Löwen und Bären als Gefahr genannt (Richter 14,5f.). Daher schlossen sich die Reisenden zu Reisegruppen zusammen, wie Jesu Familie auf dem Weg zur Passafeier (Lukas 2). Der Fernhandel war ohnehin in Karawanen organisiert (Genesis 37,25), mit Eseln und später Kamelen als Tragtieren, während die Menschen meist gingen.

Auf weiten Strecken unterwegs zu sein, gehörte demnach zu den besonderen Erfahrungen im Leben der Antike. Daher wundert es nicht, dass in vielen biblischen Erzählungen entscheidende Ereignisse auf dem Weg geschehen: Ein Mann ging hinab von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber – so beginnt die Geschichte vom barmherzigen Samariter in Lukas 10. Am Ende desselben Evangeliums in Kapitel 24 begegnen die Jünger auf ihrem Weg nach Emmaus einem Mann und erkennen in ihm den Auferstandenen. Das narrative Grundgerüst der Evangelien ist Jesu Weg von Galiläa nach Jerusalem, das der Apostelgeschichte der Weg des Evangeliums von Jerusalem bis nach Rom, getragen von den Füßen der Apostel. Und auch hier geschehen wieder entscheidende Begegnungen auf dem Wege, erinnert sei an die Bekehrung des Saulus, der auf dem Weg nach Damaskus war und zum Paulus wurde (Apostelgeschichte 9).

Göttliche Dimensionen

Im Ersten Testament bilden der Ausgang aus Ägypten und der Eingang nach Kanaan die Grundstruktur der Bücher Exodus bis Josua. Erneut geschehen wichtige Begegnungen unterwegs: Jakob kämpft an der Furt des Jabbok mit Gott (Genesis 32); Bileam trifft auf seinem Weg nach Moab auf Gottes Engel, der ihm befiehlt, Israel zu segnen (Numeri 22). Jona läuft weg vor Gottes Auftrag und muss dann doch nach Ninive hineingehen. Beim Gehen ergeben sich unerwartete Begegnungen, und manchmal haben sie göttliche Dimensionen.

So ist es nicht überraschend, dass in manchen Texten auch die Götter unterwegs sind. Das hat zunächst mit einem anthropomorphen Gottesbild zu tun, bei dem man sich die Götter analog zu Menschen vorstellte. So wird in der Paradiesgeschichte erzählt, dass Gott in der Abendkühle im Garten herumging (das entsprechende hebräische Wort ließe sich sogar romantisch als „sich ergehen" übersetzen). Andere Stellen erzählen, dass Gott herabsteigt, so in der Turmbaugeschichte Genesis 11 oder beim Besuch bei Abraham Genesis 18. Hier steht die Vorstellung vom himmlischen Wohnen Gottes im Hintergrund. Andere, hymnische Texte besingen das Kommen Gottes aus Seir oder Teman (Richter 5, Habakuk 3), sie bewahren wohl eine Erinnerung daran, dass die Gottesvorstellung Israels ursprünglich nicht aus Kanaan stammt.

Auch andere Götter geraten in den Blick: Elia verspottet die Priester des Gottes Ba'al, indem er sie fragt, ob ihr Gott nicht helfen kann, weil er weggegangen sei (1.Könige 18,27). Im altorientalischen Kontext ist das nicht ganz ungewöhnlich, denn tatsächlich wurden die Götterstatuen auf Prozessionen zu anderen Tempeln gebracht oder unternahmen Reisen zu ihren göttlichen Partnerinnen, um die Beziehung zu erneuern. Weil sie dazu getragen werden müssen, spottet Psalm 115 auf andere Weise: „Mit ihren Händen fühlen sie nicht, mit ihren Füßen gehen sie nicht."

Gegen solche konkret-gegenständlichen Gottesbilder setzt die Religion Israels metaphorische Aussagen vom Mit-Gehen Gottes. Mit Wolkensäule und Feuerschein begleitet er das wandernde Gottesvolk auf dem vierzigjährigen Weg durch die Wüste und hält ihnen trotz allen Murrens die Treue. Für das Ende der babylonischen Gefangenschaft kündigt Jesaja 40 einen neuen Exodus an: Auf gebahnten Wegen zieht Gott als starker

Held mit den Verbannten zurück zum Zion. Der Gott Israels ist ein Gott in Bewegung, daher sieht ihn der Prophet Ezechiel in einer großen Vision in Kapitel eins auf einem mit Rädern versehenen Thronwagen. So seltsam das wirken mag, ist es doch ein wesentlicher Aspekt in der Entwicklung eines universalen Gottesbildes, das nicht an einen Ort oder ein Volk gebunden ist.

Das Leben als Weg

Vergegenwärtigt man sich die Beschwerden und Gefahren, die mit dem Gehen und Reisen verbunden waren, wundert es nicht, dass das Bild vom gebahnten Weg zu einer viel gebrauchten Metapher des Friedens und des Schutzes wurde. Gott gibt den Schritten des Beters weiten Raum, dass seine Knöchel nicht wanken (Psalm 18), im finsteren Tal fürchtet der Wanderer kein Unglück (Psalm 23), wer auf den Herrn traut, geht einher in der Kraft Gottes (Psalm 71). Jesaja 42 verheißt: „Blinde lasse ich einen Weg gehen, den sie nicht kannten, Pfade, die sie nicht kannten, lasse ich sie betreten, die Dunkelheit vor ihnen mache ich zu Licht, und holpriges Gelände wird flach."

Konsequent weitergedacht kann auch das gesamte Leben im Angesicht Gottes als „Weg" bezeichnet werden, den die Menschen zu gehen haben: „Der HERR kennt den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergeht", so Psalm 1. Abkehr von Gott wird folgerichtig als „anderen Göttern hinterhergehen" bezeichnet. Die richtige Orientierung auf diesem Weg vermittelt vor allem die Tora als Weisung zu gelingendem Leben, wie es Psalm 119 in vielfältiger Weise variiert und in dem schönen Bild zusammenfasst: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege". So lässt sich verstehen, dass im Judentum die Lehre vom rechten Lebenswandel als „Halacha" bezeichnet wird, abgeleitet vom Verbum *halach*, gehen.

Schließlich beinhaltet der Ausblick auf die Endzeit das Gehen der Völker zum Licht (Jesaja 60), ihre Wallfahrt zum Zion, um die Schwerter zu Pflugscharen zu schmieden (Micha 4). Solche Verheißungen haben der Hoffnung der Menschen nach Friede und Gerechtigkeit Nahrung gegeben und haben sie motiviert, für ihre Rechte auf die Straße zu gehen, die Sklavenhäuser zu verlassen. Aus dem Gehen der Einzelnen wurde der Gang der Geschichte.

Wohin werden die Menschen damals gegangen sein? Wege, die innerhalb der Ortschaft zu gehen waren, etwa zum Brunnen am Tor, zum Haus eines Töpfers oder aufs Feld. Unser Bild zeigt Jesus mit der Samariterin am Brunnen, 1575, von Alessandro Allori.

Fotos: akg-images

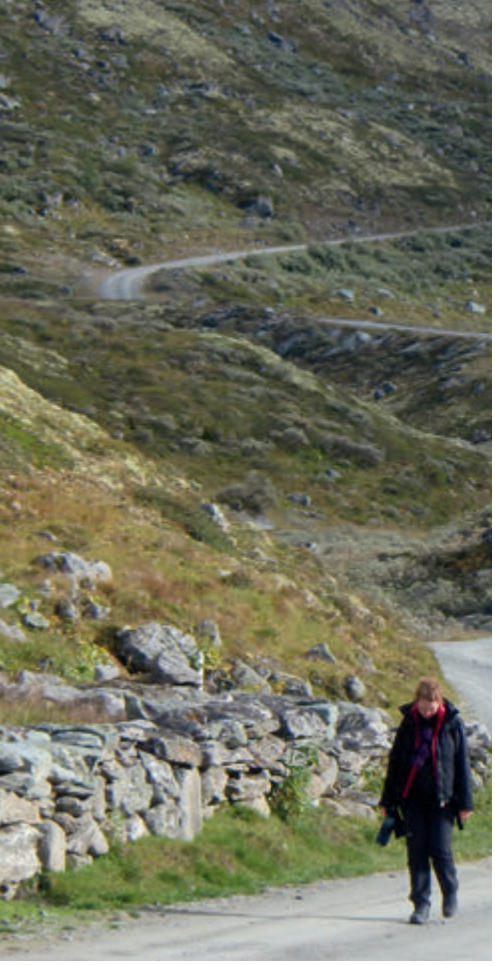


Foto: privat

Beten mit den Füßen

Über den Mehrwert, der das Pilgern vom Wandern unterscheidet

BERND LOHSE

Europa zu Fuß durchqueren – das klang noch vor zwei Jahrzehnten wie eine verrückte Idee. Inzwischen sind Jahr für Jahr Hunderttausende auf den Pilgerwegen in Europa unterwegs, die den Segen der Langsamkeit und das Gehen für sich entdeckt haben. Der Pilgerpastor der Nordkirche, Bernd Lohse, erklärt, warum.

Verlier vor allem nicht die Lust am Gehen. Ich ging mich ins tägliche Wohlbefinden jeden Tag und ging fort von jeder Krankheit. Ich ging mich zu meinen besten Gedanken, und ich finde nicht einen Gedanken so schwer, dass man nicht von ihm weggehen könnte.“ (Søren Kierkegaard)

Søren Kierkegaard war ein Gehender und entwickelte seine Philosophie im Gehen. Er musste hinaus aus der engen Stadt, um denken und beten zu können. So erfuhr er, was Spaziergänger wie Pilgernde auch heute erleben: Landschaft, Bewegung und Begegnung verändern die inneren Landschaften, die Stimmung, das Selbstgefühl. Das Draußen korrespondiert mit dem Drinnen. „Beim Pilgern“, so die dänische Pilgerpastorin Elisabeth Lidell, „kommt der Glaube aus dem Kopf auf die Füße, ja in den ganzen Körper“. Glaube ist weit mehr als Denken, es ist Erleben, Erleiden, Spüren, Verstehen und Erfahren. Pilgern kann auch als „Beten mit den Füßen“ verstanden werden, es ist also „Gehen plus“. Es gibt einen geistlichen Mehrwert, der das Pilgern vom Wandern unterscheidet. Wer pilgert, setzt sich bewusst mit den Fragen nach Gott, der eigenen Identität, den Brüchen und Glücksmomenten auseinander und fragt: Welchen Sinn hat mein Leben, und gibt es da noch etwas, das ich bisher nicht als Sinn erfahren durfte? Pilgernde gehen sich also fremd, um sich ganz neu kennenzulernen. So formuliert es Detlef Lienau, evangelischer Pfarrer und Pilgerexperte.

Als innerer und äußerer Weg geht die Pilgerwanderung oft auf eine biografische und individuelle Entscheidung zurück. Zwar gibt es buchbare und geistlich begleitete Pilgerreisen, doch die überwiegende Zahl der Pilgernden geht auf eigene Faust. Sich individuell ins Fremde aufzumachen, ist immer Wesen des Pilgerns gewesen, neben allen Formen der liturgisch geprägten Wallfahrt.

Wege ins Unbekannte

„Pilger“ heißt Fremder/Fremde (Lateinisch: *perigrinus*) und jeder Weg ist eine Wanderung ins Unbekannte und Unverfügbare. Pilgernde setzen sich aus, dem Wetter, den Gastgeberinnen, den Menschen, die man trifft, den körperlichen Grenzen und den seelischen Qualen, Freuden und Umwegen, geschenkten Glücksmomenten und Momenten, die man sich echt schenken kann.

Pilgern ist gut biblisch. Die Heilige Schrift ist ein Buch voller Pilgererfahrungen und Geschichten von Menschen, die unterwegs sind und dort, unterwegs, Gott begegnen. Adam und Eva werden aus dem sicheren Paradies hinaus in die Unwägbarkeiten des Lebens geschickt. Gott ruft Abraham (Genesis 12) aus dem vertrauten „Vaterhaus" und sendet ihn und Sarah „in ein Land, das ich dir zeigen werde". Die Zukunft ist offen, das gelobte Land ein Versprechen. Gott ruft Mose mitten bei der Arbeit auf den Weg: Aus dem Dornbusch heraus hört Mose den Ruf nach Ägypten. Daraufhin beginnt eine Gruppen-Pilgerwanderung aus der Sklaverei in die Freiheit des verheißenen Landes. Und unterwegs müssen Mose und die Israeliten viele wichtige Momente durchleiden und erfahren: Da geschieht Wandlung, Transformation unter Gottes Augen. Pilgern also.

Das Gottesvolk wird, als es sich zu bequem und selbstherrlich eingerichtet hat, in die Fremde des Exils geschickt, und die Propheten rufen das erniedrigte Volk wieder hinaus aus der Fremde in eine Zukunft nach dem Weg. Ein Drittel der Psalmen kennt Pilgermotive, viele davon sind explizit Pilgerpsalmen und haben ihren Sitz im Leben in der Wallfahrtstradition Israels wie zum Beispiel in den Psalmen 84 und 122.

Schließlich erlebt der galiläische Jude Jesus bei einer Pilgerreise nach Jerusalem (Lukas 2, 41ff.) seine Berufung. Nach einem Leben als Bauhandwerker bricht er auf in ein unstetes Leben auf dem Weg und sammelt um sich Menschen, die ebenfalls mit Gottes Geist unterwegs sein wollen. Die „Jesus-Bewegung" nach dem Neutestamentler Gerd Theissen ist der Anfang einer neuen, sehr mobilen Weltreligion, die sich in wenigen Jahrzehnten nach Jesu Tod und Christi Auferstehung zwischen Galizien und Indien, Rom und Äthiopien verbreitet hat. Selbst die Auferstehung ist eine Weg-Erfahrung, wie die Emmaus-Jünger (Lukas 24) es zeigen.

Grenzsituationen

Altes und Neues Testament stecken voller Erfahrungen von Menschen auf Wegen, die dort ihre Gottesbegegnungen hatten. Sie wurden bewegt, Neuland zu betreten, aufzustehen aus Depression und Verzweiflung und gelockt in eine andere Wirklichkeit als die Vertraute. Es scheint Gottes Prinzip zu sein, Menschen in Religionen, die starr geworden sind, zu bewegen, damit wieder Leben und Resonanz ins Glaubensleben kommen. Aufbruch ist der erste Schritt der Pilgernden.

Pilgernde machen Erfahrungen. Doch Erfahrungen spielen in der überaus verkopften protestantischen Theologie eine eher mindere, untergeordnete Rolle. Sie zählen zum Bereich des Subjektiven, der kaum systematisch erfassbar ist. Die Erfahrungen, die Menschen beim Pilgern machen, können von lebensverändernder Bedeutung sein. Sie reichen bis in den Bereich von Offenbarungen, tiefen Erkenntnissen und spirituellen Erlebnissen. Manchmal berichten Pilgernde von Wundern. Sie machen transformatorische Erfahrungen und kehren als andere heim als die, die aufgebrochen sind. Oft wird ein Mensch durch die Erfahrungen unterwegs erst zum Pilger, zur Pilgerin. Entdeckung einer religiösen Identität oder Klärung biografischer Fragen, auch Glaubensfragen, denen sie sich bisher nicht gestellt hatten, sind bei Pilgernden verbreitet anzutreffen. Davon zeugt eine inzwischen unübersehbare Literatur von Pilgerbiografien.

Pilgernde erleben Grenzsituationen: Sie kommen an körperliche und seelische Grenzen, haben sich überfordert, werden durch Blasen ausgebremst, hatten zu wenig Wasser im Rucksack oder werden vom Gewitter überrascht. In der langen Stille unterwegs beginnen die ungeklärten Themen zu ihnen zu sprechen, Trauer meldet sich oder ein ungelöster Konflikt. „Irgendwann hat dich der Weg so weit, und du kannst nur noch heulen", zitiert der deutsche Komiker Hape Kerkeling eine Pilgerin auf seiner Pilgerreise über den Jakobsweg 2001.

Pilgernde erfahren echte Weggemeinschaft und Tischgemeinschaft: Unterwegs spricht man mit wildfremden Menschen über vertraulichste Themen, erlebt, wie kostbar die Gemeinschaft am Tisch in der Herberge ist, wenn alle ihre „Schätze" teilen und plötzlich irgendjemand einen Kanten Brot bricht und jemand anders eine Flasche Wein in die Runde gibt. Diese Erfahrungen sitzen tief, insbesondere in einer stark individualisierten Gesellschaft, in der Essen oft zur reinen Nahrungsaufnahme oder zum Luxuskult verkommt.

Unterwegs spricht man mit fremden Menschen über vertraulichste Themen und erlebt kostbare Gemeinschaft.

Außerdem erfahren Pilgernde, welche Wirkung Landschaft, Wetter und das In-der-Natur-Sein auf sie ausüben. Sich selbst als Teil der Schöpfung zu begreifen, ist selbst für Nichtglaubende eine beglückende Erfahrung. Die Herausforderung durch die Natur ebenso wie die Überwältigung durch Schönheit, Lichtschauspiel und das Begreifen, „wie klein der Mensch ist", erzeugen eine nachhaltige Wirkung.

Es gibt auch Scheitern auf dem Weg: Pilgernde müssen abbrechen, umkehren. Auch Trauer und Schmerzen gehören zum Pilgern wie die Blasen an den Füßen. Und doch können Pilgernde noch im Scheitern erfahren, dass sie getragen werden: Da ist zum Beispiel die Solidarität der Weg-Gemeinschaft. Jemand sucht den nächsten Bus raus, trägt dem anderen den Rucksack ein paar Kilometer oder hört einfach stundenlang zu.

Menschen bekommen beim Pilgern ein Maß für ihr Sein, erleben sich zwischen Staunen und Scheitern und erfahren diese Zeit trotz allem als überaus sinnvoll. Deshalb bleiben viele Erstpilgernde beim Gehen. Sie erzählen: „Auch wenn es sauschwer war, es war echt und es war gut. Und ich hätte nicht gedacht, dass Gott auch da war."

Dass es gut war, hängt mit dem Erlebnis der Selbstwirksamkeit und eigenen Veränderung zusammen. Menschen staunen, was sie doch konnten, obwohl der Respekt vor dem Weg so mächtig war. Sie haben sich völlig neu erlebt und in einfachsten Unterkünften waren sie „zuhause". Sie haben erfahren, dass nicht Luxus das Leben reich macht, sondern dass Glück manchmal im Einfachen schlummert. Solche Erfahrungen hinterlassen Spuren und verwandeln Menschen.

Tatjana Schnell, Psychologie-Professorin in Innsbruck, hat sogar festgestellt, dass Pilgern nachhaltigere positive Veränderungen in Menschen ermöglicht als Psychotherapien. Pilgernde erleben sich als selbstwirksam und behütet, als Teil einer Gemeinschaft des Wegs und können alte Bilder vom Leben ablegen. Wie wenig ein Mensch braucht zu einem guten Leben und welche Elemente wesentlich sind, verändert den Blick aufs Leben: Begegnungen, Bewegung, Ausgespanntsein zwischen Himmel und

Erde, Echtheit und Gastfreundschaft. Diese Elemente sind für ein Menschenleben heute wie zu biblischen Zeiten wesentlich.

Mehr noch: Unterwegs können sich seelische Krisen lösen, weil Pilgernde sich öffnen gegenüber den fremden Anderen. Es stellt jemand die Frage, die man sich selbst nicht stellen kann, oder hat eine Antwort im Gepäck, die man sich selbst nicht geben kann. Manchmal fliegt Pilgernden von irgendwo ein Wort zu, das sich als transformativ herausstellt: ein Bibelwort in einer Pilgerandacht aufgeschnappt, ein Schriftzug auf einer Hauswand, wie zum Beispiel bei Hape Kerkeling, ein Lied, das jemand gesungen hat, oder ein Gebet auf einem zerknitterten Zettel.

Pilgernde kehren anders zurück, als sie aufgebrochen sind. Sie erfahren auf dem Weg etwas, das ihr Leben verändert. Sie erleben gravierende Transformationsprozesse: Menschen finden einen Weg für die Zukunft, erfahren sich neu und die Gewichtungen und Werte im Leben verändern sich in Richtung auf Echtheit, Entschleunigung und fort vom Besitzen, hin zum Sein. Viele Pilgernde machen religiöse Erfahrungen und brauchen Menschen, mit denen sie dieses intime Thema teilen können.

Für viele Menschen ist das Pilgern eine Möglichkeit, sich neu zu orientieren.

Eindrucksvoll und sehr klar ist die Pilger-Typologie, die Christian Kurrat entwickelt hat. Der Sozialwissenschaftler hat sieben biografische Motive für das Pilgern beschrieben, gestützt auf empirische Forschung. Als die sieben biografischen Pilgertypen nennt er: Bilanzierung, Krise, Auszeit, Übergang, Neustart, Stellvertretung und Berufung. So weist er nach, dass neben den traditionell religiösen Motiven die Gründe fürs Pilgern in lebensgeschichtlichen Momenten zu finden sind, häufig an Übergängen. Darin spiegelt sich sehr deutlich die Individualisierung der Gesellschaft. Zugang zur Religion muss oft erst durch das Nadelöhr der individuellen Erfahrung gehen. Ob sich Spiritualität oder Religion als relevant erweisen, hängt mit biografischen Erfahrungen zusammen. Sie können sehr stark sein und Menschen als Suchende auch in Kontakt mit den Kirchen bringen. Ob die Kirche ein relevanter Ort werden kann, hängt wiederum an der Offenheit der Personen, die die Gemeinde repräsentieren, und an der Fähigkeit, die individuellen Erfahrungen von Menschen zu achten.

Auch die Erfahrung des Hamburger Pilgerzentrums zeigt, dass viele junge Menschen pilgern, um nach Abitur oder Ausbildung einen Orientierungsraum zu betreten: Wo will ich hin in meinem Leben? Insbesondere männliche Pilger fragen sich beim Eintritt in den Ruhestand: Wer bin ich noch ohne meine berufliche Rolle? Wo will ich jetzt mit meinem Leben hin? Für viele Frauen ist das Pilgern eine Möglichkeit, sich nach der Zeit der Kindererziehung neu zu orientieren.

Achtsame Bewegung

Viele Menschen werden Pilgerin und Pilger in oder nach einer schweren Erkrankung, einer starken Erschütterung. Freerk Baumann, Sportwissenschaftler der Universität Köln, und sein Team haben nachgewiesen, welchen positiven Einfluss das Pilgern für Menschen nach Krebserkrankungen hat. Sie haben in ihrer Forschung allerdings stark die physiologischen Faktoren in den Blick genommen. Nähme man die psychologischen Faktoren in den Blick, würde die positive, heilsame Wirkung noch viel deutlicher erscheinen.

Pilgern tut, wie alle Formen achtsamer Bewegung, den Menschen gut, und das darf als das Hauptmotiv gesehen werden. Pilgernde erleben sich beschenkt und begnadet. Es ist auch diese Erfahrung, die Pilgernde prägt: Wir haben es nicht in den Händen und können das Wesentliche nicht planen. Pilgern lässt uns die Unverfügbarkeit des Lebens ahnen.

Europa zu Fuß durchqueren – das klang noch vor einem Jahrzehnt eher wie eine verrückte Idee. Inzwischen sind Jahr für Jahr Hunderttausende auf den Pilgerwegen in Europa unterwegs, die den Segen der Langsamkeit und das Gehen für sich entdeckt haben. Sie erfahren, wie wenig man wirklich braucht, um glücklich und im Frieden zu sein: die Ladung eines Rucksacks, die Begegnung mit anderen Menschen, der Natur und dem Unplanbaren reichen aus.

Pilgernde kommen in Kontakt mit der Schöpfung und lernen, sie als Gleichnis für die geistliche Tiefendimension des Lebens zu verstehen. Natur und Landschaft sind „gottoffen“, und der Begriff der Schöpfung wird verstanden, weil sich Pilgernde oft selbst als Geschöpfe wahrnehmen, Lebewesen im Kontakt mit allem, was lebt. So erwächst auf dem Pilgerweg eine praktische Erfahrungstheologie, die „friluftsliv“-haltig ist („Friluftsliv” bedeutet auf Norwegisch „Freiluftleben”), das heißt, dem Konzept des Lebens in der freien Natur folgt und starke Elemente einer Ökophilosophie in sich trägt. Hier kann es sehr hilfreich sein, sich mit der skandinavischen Ökophilosophie etwa des norwegischen Philosophen Arne Naess vertraut zu machen.

Unterwegs entstehen vielfältige Resonanzen mit den anderen Pilgerinnen und Pilgern, mit der Natur und der Schöpfung, den eigenen Themen im unsichtbaren Rucksack, mit Körper, Geist und Seele. In diesem Resonanzraum ist die Religion stets präsent, wenn auch dezent, und viele Pilgernde kehren zurück mit dem Bedürfnis, sich spirituell eine Heimat zu suchen, so wie sie es fragmentarisch unterwegs erlebt haben, am liebsten als Gastgeber in einer Herberge.

Pilgernde Vorausgänger

Wer ist da, wenn die Pilgernden zurückkehren? Haben evangelische Kirchengemeinden die nötigen offenen Türen und Herzen, die Theologie das sensible Gespür für die Themen und das kirchliche Personal die notwendige Liebe zum Menschen in seinem So-Sein? Pilgernde sind Vorausgänger einer ganz anderen Form von lebensnaher Spiritualität, aber sie wollen nicht vereinnahmt werden von einer unbeweglichen Kirchlichkeit.

Deswegen bleibt die Frage: Wie kann Kirche selbst so beweglich und gastfreundlich sein, dass sie Menschen in ihren vielfältigen Bewegungen und den „unruhigen Herzen“, wie es der heilige Augustin sagt, nahe sein kann? Das unruhige Herz ist die Wurzel der Pilgerschaft. Im Menschen lebt die Sehnsucht, die ihn hinaustreibt aus dem Einerlei des Alltags und aus der Enge seiner gewohnten Umgebung. Immer lockt ihn das andere, das Fremde … Im Grunde sucht er ruhelos den ganz Anderen und alle Wege, zu denen der Mensch aufbricht, zeigen ihm an, dass sein ganzes Leben ein Weg ist, ein Pilgerweg zu Gott (Augustin).

Zum Gehen geboren

Gespräch mit dem Olympiasieger im Gehen 1972, Peter Frenkel, über seinen Weg zur Goldmedaille, und warum alle Menschen mehr gehen sollten

zeitzeichen: *Wie kommt man als Kind zum Gehen? Kinder wollen in der Regel Fußballer werden. Das war sicherlich auch in der DDR so, oder?*

PETER FRENKEL: Ich bin in Eckartsberga groß geworden, einer Kleinstadt zwischen Naumburg und Weimar, damals Thüringen, heute Sachsen-Anhalt. Da habe ich zunächst wirklich Fußball gespielt und mich in vielen anderen Sportarten versucht. Zum Sport bin ich in der sechsten Klasse durch einen Neulehrer gekommen, der uns sofort für sich eingenommen hat, weil er sechs Meter weit springen konnte, mit uns Rad fuhr und die Riesenwelle am Reck konnte. Er war mein erstes Vorbild.

Und warum fiel die Wahl auf das Gehen?

PETER FRENKEL: Da spielte der Zufall eine Rolle. In unserer Nachbarschaft wohnte der Bäcker Puschendorf. Der Bäckerssohn trainierte im nahegelegenen Naumburg eine Sportgruppe, unter ihnen Dieter Lindner. Lindner, der in diesem Jahr Anfang Juni gestorben ist, war der erste erfolgreiche deutsche Geher: 1964 Olympiazweiter in Tokio, noch in einer gesamtdeutschen Mannschaft aus BRD und DDR, Europameister zwei Jahre später. Er war mein zweites Vorbild. Lindner kam öfter zum Training nach Eckartsberga, da bin ich mitgerannt und mitgegangen. Eigentlich wollte ich Läufer werden. Oder Radsportler.

Das heißt, der Ausdauersport hatte es Ihnen angetan?

PETER FRENKEL: Genau. Das Gehen fand ich interessant, aber vom Bewegungsablauf war es sehr schwierig. Zu den Langstrecken fühlte ich mich hingezogen. Radfahren, Skilanglaufen haben mich fasziniert. Auch durch Vorbilder.

Welche Vorbilder hatten Sie neben Dieter Lindner?

PETER FRENKEL: Den Radsportler Täve Schur. Bei der Radfernfahrt Leipzig – Erfurt fuhr er durch Eckartsberga. Wir Kinder standen am Straßenrand. Er war später neun Mal Sportler des Jahres in der DDR. Ein prägendes Geh-Erlebnis hatte ich in meiner Kindheit. Kurz vor Ende des Krieges sind vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Insassen des Konzentrationslagers Buchenwald durch unseren Ort getrieben worden. Ganz erbärmliche Gestalten, völlig abgemagert, wir Kinder haben das mit großen Augen mit angesehen und waren verstört. Ich bin nach Hause gelaufen und habe einen Krug Wasser geholt.

Was hat Sie letztendlich zum Leistungssport bewogen?

PETER FRENKEL: Mitte der 1950er-Jahre wurden in der DDR die Kinder- und Jugendsportschulen gegründet, so dass ich nach der zehnten Klasse nach Nordhausen in das Sportinternat wechseln konnte. Da wollte ich unbedingt hin. Ich war bis dahin Kreismeister im Tischtennis, im Skilanglauf und im Fußball. Aber in Nordhausen war ich einer unter vielen. Ein Mitläufer. Bis mir mein Mentor Karl Reinhard sagte: Junge, wenn Du im Sport etwas erreichen willst, musst Du es richtig machen oder lass es sein. Dieser Satz wurde der Lebenssatz für meine spätere sportliche Karriere.

Unter welchen Bedingungen konnten Sie Leistungssport in der DDR ausüben?

PETER FRENKEL: Wer in der DDR studieren wollte, musste sich für drei Jahre zur Armee verpflichten. Ich hatte das Glück, dass ich mit meinem Freund Peter Herfeld in den Potsdamer Armeesportklub Vorwärts (ASK) aufgenommen wurde und meine Armeezeit dort absolvieren konnte. Wir haben eine Grundausbildung hinter uns gebracht, uns sonst aber ausschließlich dem Sport gewidmet. Mein späterer Trainer Achim Pathus und Gerhard Adolph, der in der DDR als Fernsehmoderator für Kindersport mit der Sendung „Mach mit, mach's nach, mach's besser" bekannt wurde,

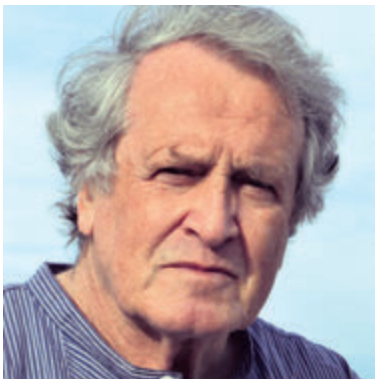


Foto: privat

Peter Frenkel wurde 1939 in Eckartsberga in Thüringen geboren. Nach dem Abitur an der Kinder- und Jugendsportschule in Nordhausen/Harz hat er 18 Jahre lang Leistungssport beim Armeesportklub Vorwärts Potsdam (ASK) absolviert. Er nahm an drei Olympischen Spielen teil und gewann 1972 die Goldmedaille im 20-Kilometer-Gehen in München (1 Stunde 26 Minuten, 43 Sekunden) und Bronze 1976 in Montreal. Während seiner Laufbahn stellte Frenkel vielfache Weltrekorde auf. In dieser Zeit machte er eine Ausbildung als Maler und Fotograf. Und er studierte von 1963 bis 1968 an der Fachschule für Angewandte Kunst Potsdam, von 1972 bis 1978 folgte ein Fotografik-Studium an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig.

waren beide Geher im Potsdamer Armeesportklub. Pathus war sieben Mal DDR-Meister. Die beiden haben mich zum Gehen animiert, und es hat bei mir eingeschlagen wie ein Blitz. Den Bewegungsablauf hatte ich sofort drin, ein technischer Ablauf, der stereotyp fließen muss. Der Erfolg stellte sich schließlich ein, weil mein Talent erkennbar war und ich auch begriff, dass Trainingsfleiß unbedingt dazu gehört. Einige Jahre später flog ich zu meinen ersten Olympischen Spielen nach Mexiko. Das ist so leicht gesagt, aber dahinter stecken hunderte, tausende von Trainingskilometern im Gehen und auch begleitendem Training wie Laufen, Krafttraining, Gymnastik und Schwimmen.

Das Kriterium für einen guten technischen Bewegungsablauf ist ständiger Bodenkontakt.

Im Munzigerarchiv von 1973 werden Sie mit dem Satz zitiert: „Die Bahn ist mir viel lieber. Den Idealvorstellungen vom sauberen Gehen kann man auf der Bahn am nächsten kommen." Was ist sauberes Gehen?

PETER FRENKEL: Sauberes Gehen bedeutet, dass man einen guten technischen Bewegungsablauf hat. Ständiger Bodenkontakt ist dafür das Kriterium. Das unterscheidet das Gehen vom Laufen. Beim Laufen hat man eine Flugphase. Und diesen ständigen Kontakt kann ein Kampfrichter auf der Bahn am besten beurteilen. Ich habe mich um einen ästhetisch einwandfreien Bewegungsablauf bemüht.

Viele Betrachter von Gehwettbewerben finden diese Fortbewegungsart komisch.

PETER FRENKEL: Es gibt Geher, die diesen Bewegungsablauf nicht beherrschen, was unfreiwillig komisch aussieht. Aber im Grunde genommen ist das Gehen jedem Menschen immanent. Jeder, der im Kindesalter seine ersten Schritte macht, der geht. Damit wir schneller werden, müssen wir Hüfte und Arme einsetzen. Bei diesem biomechanischen Bewegungsablauf gibt es Unterschiede. Es gibt Geher, die sind klein von Wuchs und haben eine enorme Trittfrequenz. Und es gibt größere Geher, die mit ihrem längeren Schritt ein anderes Bild erzeugen. Aber man setzt das immer in Tempo um. Wir sind zum Beispiel tausend Meter in vier Minuten gegangen. Wer diese Distanz je gelaufen ist, der weiß um das Tempo.

Sie haben parallel dazu in den 1960er-Jahren an der Fachschule für Angewandte Kunst Potsdam studiert, ein Diplom erworben und 1976 ein Fotografikstudium an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig abgeschlossen. Wie konnten Sie das schaffen?

PETER FRENKEL: Der Leistungssport in der DDR wurde staatlich gefördert, in meinem Falle im Potsdamer Armeesportklub Vorwärts, für Angehörige der Polizei im Sportclub Dynamo, aber auch durch private Sportclubs, die in der Regel durch große Kombinate finanziert wurden. Solche Sportclubs gab es in jedem Bezirk. Jeder, der wollte, konnte sich neben dem leistungssportlichen Training weiterbilden. Mein Interesse für die Kunst wurde schon in der Schule gefördert, und meine Vorgesetzten und mein Trainer haben mir Möglichkeiten eingeräumt, Sport und Studium zu koordinieren.

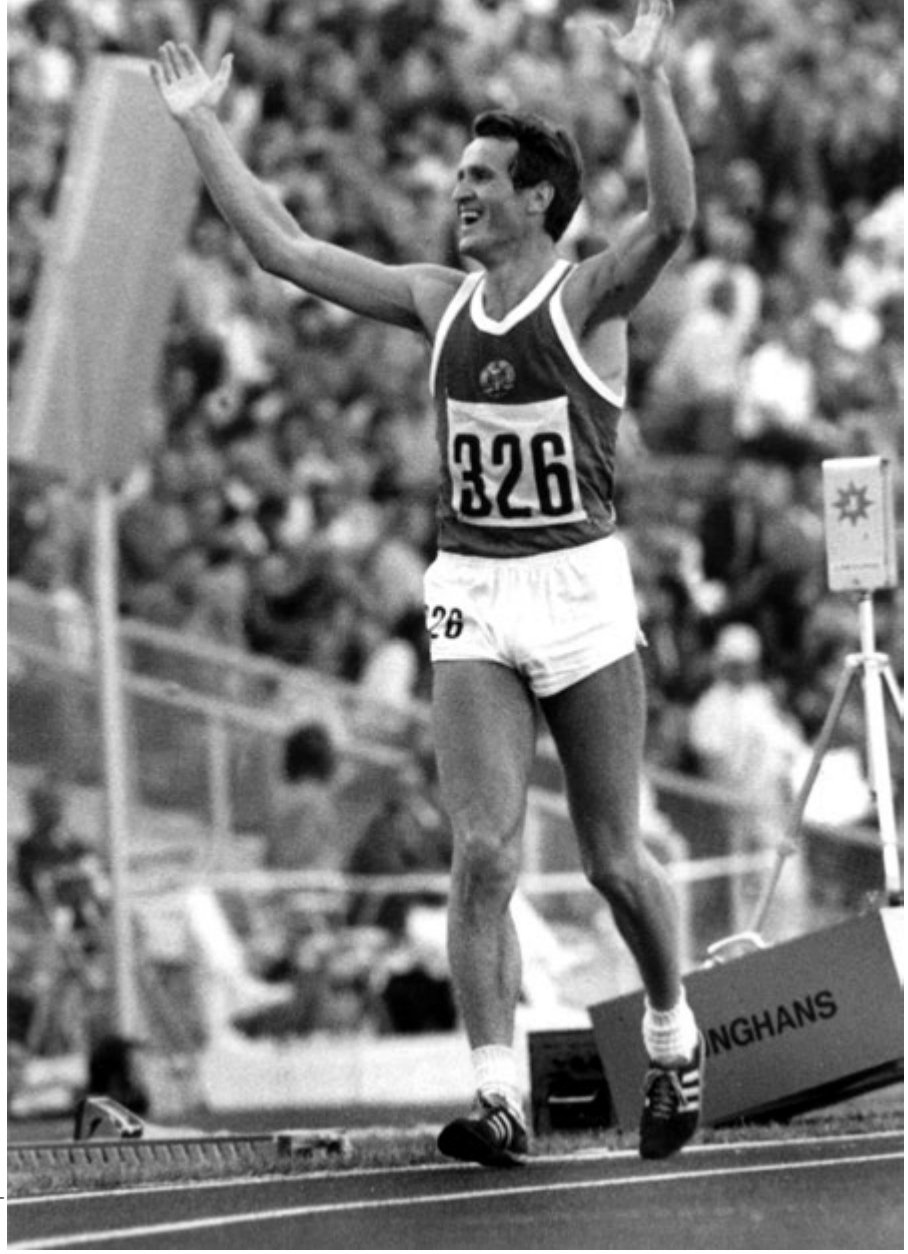
Wie kam es zum Traum von Olympia?

PETER FRENKEL: Den Traum von Olympia hatte ich schon in der Schule. Verschwommen. Ich habe zum Beispiel in der zehnten Klasse Statistiken über Leichtathletik von annähernd hundert Ländern geführt. Damals gab es kein Fernsehen, keine ausländischen Zeitungen. Ich habe mir das alles mit Radio und mit geschriebenen Briefen erarbeitet. Nach dem Leistungssport habe ich mich in der Deutschen Olympischen Gesellschaft engagiert und war Vizepräsident der Gemeinschaft deutscher Olympiateilnehmer, um der Gesellschaft etwas zurückzugeben. Anfang der 1960er-Jahre gab es in der DDR eine große Anzahl von Gehern. Der Kampf um die Plätze in der Nationalmannschaft war enorm. Aber ich habe es geschafft, in die Gruppe zu kommen, die sich auf die Olympischen Spiele in Tokio 1964 vorbereitete. Damals fanden noch Ausscheidungen zwischen Ost und West statt, denn es gab nur eine gemeinsame Olympiamannschaft. Die Ausscheidung für uns Geher war im Berliner Olympiastadion. Zu den Olympischen Spielen nach Mexiko fuhr ich schon als einer der Medaillenkandidaten, erreichte aber nur Platz zehn in der 20-Kilometer-Distanz. Da habe ich mir geschworen, es vier Jahre später zu machen. Das waren ganz intensive Jahre, und mein Trainer, Achim Pathus, hat sogar promoviert über das Gehen – an der Universität in Potsdam.

Wie haben Sie sich gesteigert, um in Medaillenform zu kommen?

PETER FRENKEL: Wir haben in einer Unterdruckkammer in Königsbrück bei Dresden trainiert. Da, wo sonst Piloten ausgebildet wurden, sind wir auf einem Laufband Kilometer um Kilometer gegangen. Bis zur Perfektion. Wenn man in großer Höhe trainiert, vermehrt sich die Anzahl der roten Blutkörperchen, die wichtig für die Sauerstoffaufnahme sind. Wenn man mit dieser erhöhten Anzahl von roten Blutkörperchen ins Flachland kommt, hat man ein erhöhtes Leistungsvermögen. Leistungssteigerung gab es auch durch das Erlernen von autogenem Training. Dadurch war ich in der Lage, die Trainingsbelastungen sehr schnell abzubauen und meine Hände und Füße zu steuern, mich also direkt auf das Gehen und den Wettkampf zu konzentrieren. Ich fühlte mich immer dann am besten, wenn ich die Gewissheit besaß, meinem Körper Leistungen im oberen Grenzbereich abverlangt zu haben. Zum Beispiel mit einem 25 Kilogramm schweren Autoreifen. Den schleppt ich viele Trainingseinheiten an die zehn Kilometer hinter mir her. Ein besseres Kraftausdauervermögen gibt es auch heute noch nicht.

Wenn Sie über Stunden gehen, in immer demselben Bewegungsablauf, was passiert da in Ihnen, mit Ihren Gedanken, Ihrem Körper?



Fotos: privat

Im Ziel bei den Olympischen Spielen in München 1972.

PETER FRENKEL: Da passiert eine Menge und ist immer von der jeweiligen körperlichen Verfassung abhängig. In der Regel laufen verschiedene Prozesse stereotyp ab, zum Beispiel locker bleiben trotz einer physisch hohen Belastung oder sich nicht übernehmen, an die folgenden Trainingstage denken, die ja immer ein Trainingsprozess sind. Ab und zu schleichen sich auch vom Sport abweichende Gedanken ein. Die Erfolge und die lange Karriere als Leistungssportler wären ohne den Rückhalt der Familie nicht möglich gewesen.

Wie lebendig sind Ihnen noch die Olympischen Spiele in München in Erinnerung?

PETER FRENKEL: Ich habe konsequenterweise auf eine vorzeitige Reise nach München verzichtet, bin am Abend vor dem Wettkampf in Berlin Friedrichstraße in den Zug gestiegen, habe Bahnbeamten meinen Pass gegeben und konnte durchschlafen. Als am nächsten Tag nachmittags der Startschuss fiel, war ich bestens vorbereitet und fühlte mich ganz ruhig. Im Wettkampf verlief alles so, wie ich mir das Hunderte Male vorgestellt hatte. Bei 17/18 Kilometern waren wir nur noch drei Athleten, die für die Medaillenvergabe infrage kamen. Mein Freund und langjähriger Rivale Hans Reimann aus der eigenen Mannschaft und der Favorit Golubnitschi aus der Sowjetunion. Bis dahin ist mir natürlich oft im Feld der Geher heiß und kalt geworden. Wenn zum Beispiel einer vorpreschte. Kurz vor dem Ziel war ich davor, die Segel zu streichen. Das Wasser stand mir bis oben hin, ich hätte fast gebrochen. Da half mir das autogene Training. Sinnbildlich gesprochen sagte es mir, es tut sehr weh, wenn Du schnell gehst, und es tut sehr weh, wenn Du langsamer gehst. Mit einem Mal hatte ich fünf, zehn, zwanzig, dreißig Meter Vorsprung und bin dann durch ein Spalier von Menschen vor dem Stadion richtig entfesselt losmarschiert, das verleiht einem Flügel, wenn man eine solche Entscheidung herbeiführen kann. Als ich unten die Laufbahn sah, dachte ich, das wird dein größter Tag, und so ist es gekommen. Die tausenden Gehkilometer hatten sich gelohnt.

In den vergangenen Jahrzehnten wurden die Geherwettbewerbe auf Straße und Bahn nahezu vollständig vom Rest der Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften getrennt. Das Interesse bei Medien und Zuschauern ist gesunken. Wie nehmen Sie das wahr?

PETER FRENKEL: Bei den Olympischen Spielen hat das Gehen eine große Rolle gespielt, in der breiten Öffentlichkeit ist es nicht so populär wie Stabhochsprung oder Sprint. In vielen anderen Ländern ist das ganz anders. Doch diese Ausdauerdisziplin macht auch Eindruck in der Bevölkerung, vor allem dann, wenn die Menschen hören, wie viele Kilometer wir Geher dafür schrubben müssen, um zu solch einem Erfolg zu kommen. Ich habe sieben Weltrekorde zwischen 1970 und 1976 aufgestellt. Zweimal über 20 000 Meter. Weltrekorde werden nur auf der Bahn anerkannt, weil das exakt immer die gleiche Abmessung ist. Auch über zwei Stunden und 30 000 Meter sowie über 10 000 Meter habe ich Weltrekorde erzielt, die heute längst weiter verbessert worden sind.

Die Technik des Gehens ist heute in der Regel 230 in den internationalen Wettkampfregeln dargelegt: „Wettkampfmäßiges Gehen ist eine Abfolge von Schritten, die so gesetzt werden, dass der Geher dabei Kontakt mit dem Boden hat und ein mit menschlichem Auge sichtbarer Kontaktverlust nicht vorkommt. Das ausschreitende Bein muss von dem Moment des Aufsetzens auf den Boden bis zur senkrechten Stellung gestreckt, das heißt am Knie nicht gebeugt sein. Das ist die Schwierigkeit des Bewegungsablaufes." Wie sehen Sie die Schwierigkeit dieses Bewegungsablaufes?

PETER FRENKEL: Es gibt heutzutage viele Geher, die diese Streckung nicht

mehr durchführen. Viele praktizieren ein verkapptes Laufen, das heißt, sie drücken das Knie nicht durch. Diese Wettkampfregel werden sie neu fassen müssen, denn der technische Bewegungsablauf ist begrenzt. Das Tempo, das man erzielen kann, stößt im Unterschied zum Laufen an Grenzen.

Wie ging es in Ihrer sportlichen Entwicklung nach dem Gold in München weiter?

PETER FRENKEL: Ich habe nach diesem großen Erfolg noch vier schöne Jahre erlebt, die meine schönsten überhaupt waren. In der Vorbereitung der Olympischen Spiele in Montreal war ich 1976 noch einmal in so guter Form, dass ich davon geträumt habe, meinen Olympiasieg zu wiederholen. Doch die mexikanischen Athleten, die ja ständig in großer Höhe leben, fegten uns schon zuvor bei Auftritten in Europa vom Platz. Sie hatten wochenlang in Zelten geschlafen und in 4 000 Metern Höhe trainiert, so dass sie uns in jeder Hinsicht überlegen waren. Bei der Erwärmung in Montreal ist mir Hören und Sehen vergangen. Ich habe aber alle meine Erfahrungen in die Waagschale werfen können und den olympischen Wettkampf maßgeblich mitbestimmt. Am Ende der langen Auseinandersetzung bekam mein Teamkollege Hans Reimann noch mal die zweite Luft und zog an mir vorbei. Für mich hat es noch für die Bronzemedaille gereicht, doch ich war innerlich sehr zufrieden. Nur mein Trainer war enttäuscht, der hat mir erst gar nicht gratuliert. Das hat mich sehr belastet. Und später hat er sich entschuldigt. Ich bin Bestzeit dort gegangen. Das war für mich der Abschied vom Gehen als Wettkampfsport.

Wenn Sie zurückschauen, wie hat Sie das Gehen im Laufe der Jahre verändert?

PETER FRENKEL: Ich bin zweimal um die Erde marschiert. Das ist eine enorme Kilometerzahl, die nicht spurlos am Körper vorbeigeht. Wenn mich nachts Träume überfallen, blase ich noch immer die Wangen auf, der Atem geht stoßweise, das Herz hämmert bis unter die Kopfhaut, die Brust wird eng. Schinderei im Unterbewusstsein. Leben heißt kämpfen, auch um den Preis so mancher Schramme. Mit meinen 82 Jahren kann ich noch gut durch die Gegend marschieren. Ich bin viel in der Natur unterwegs, auch als Fotograf, aber in einem langsameren Tempo.

Wie schaut der Profigeher, der sein Leben lang auf Tempo zu gehen gewohnt war, auf die vielen Spaziergänger?

PETER FRENKEL: Mit Achtung. Jeder, der sich bewegt, tut etwas für seine Gesundheit. Bewegung ist das A und O des Lebens. Wir sind nicht zum Sitzen geboren, sondern zum Gehen. Seit zwanzig Jahren versuche ich, in einer Sportgruppe älteren Menschen diese Haltung beizubringen. Natürlich Bewegung in einer anderen Form, als ich das als Geher gewohnt war. Eine viel größere Rolle spielt dabei auch die Gemeinschaft.

Kennen Sie überhaupt diese besondere Qualität des Gehens fernab des Sportes? In der man keine Funktion erfüllen muss, sich keine Zeit setzt?

PETER FRENKEL: Es ist doch etwas Großartiges, sich heute in der Landschaft zu bewegen und zu gehen. Man bekommt den Kopf frei, kann sich mit Dingen beschäftigen, die gut für die Seele und für das Allgemeinbefinden sind. Eigentlich gibt es nur einen Gegner von all dem, das ist der innere Schweinehund.

Und wie kann man den überwinden?

PETER FRENKEL: Indem man sich bewusst werden muss, dass Bewegung so lebensnotwendig ist wie das Zähneputzen und das Essen. Man muss es in den täglichen Kreislauf integrieren und als selbstverständlich ansehen. In Potsdam empfinde ich das als ein großes Privileg. Wir haben so eine wunderbare Kulturlandschaft, dass es Riesenspaß macht, bei Wind und Wetter, im Frühling, Herbst, Sommer und Winter draußen zu sein. Für mich als Fotografen sowieso, weil ich ein sehender Mensch bin. Wenn ich das gehend absolviere, schlage ich zwei Fliegen mit einer Klappe.

Das Gehen soll das Denken beflügeln. Jedenfalls ist der prominenteste Wortführer wahrscheinlich Rousseau, der sagte, „im Gange liegt etwas, das meine Gedanken weckt und belebt. Verharre ich auf der Stelle, so bin ich fast nicht imstande zu denken. Mein Körper muss in Bewegung sein, damit mein Geist in ihn hineintritt". Wie sehen Sie das?

PETER FRENKEL: Nicht viel anders, ich würde es mit einem chinesischen Sprichwort beantworten: „Es sind nicht unsere Füße, die uns bewegen, es ist unser DENKEN."

Das Gespräch führte Kathrin Jütte am 10. Juni in Potsdam.

Peter Frenkel mit seinem Geher-Freund Hans Reimann.

Sehr deutsch im Heiligen Land

Das Jeckes-Museum: Noch besteht Hoffnung für ein Stück deutscher Geschichte in Israel

ESTHER GARDEI

Von den „Jeckes", aus Deutschland geflohenen Juden in Israel, heißt es, dass sie deutscher als die Deutschen waren, bevor die Nazis sie zu Fremden erklärten. Das weltweit einzigartige Jeckes-Museum in Israel bewahrt ihre Erinnerungen auf. Doch das Museum braucht Geld, um neu anzufangen, berichtet die Journalistin Esther Gardei.

Zwei Jeckes gehen am Strand von Nahariya spazieren. Auf einmal sehen sie, dass jemand im Wasser zu ertrinken droht und immer ruft „Hatzilu Hatzilu" (auf Hebräisch: „Zu Hilfe"). Die beiden Jeckes sehen sich an. Da sagt der eine zum anderen: „Schwimmen hätte er lernen sollen, nicht Hebräisch!" Witze dieser Art gibt es viele über die deutschen Juden, die „Jeckes", die im Wesentlichen zur Zeit des Nationalsozialismus aus Deutschland nach Israel eingewandert sind. Viele von ihnen kamen aus der Not nach Israel und nicht aus zionistischer Überzeugung. Der Witz spielt darauf an, dass viele Jeckes – wenngleich sie sich mit preußischer Haltung sehr bemühten, gute Staatsbürger zu werden – in Israel doch auch ihre deutsche Kultur (oder Identität) bewahren wollten.

Das einzige Jeckes-Museum in Israel bewahrt ihre Erinnerungen auf, Habseligkeiten und „Schätze", die sie aus Deutschland mitnehmen konnten. Sie zeigen die Zerrissenheit der Geflüchteten zwischen zwei Heimaten. Von den Jeckes heißt es, dass sie „deutscher als die Deutschen" waren, bevor die Nationalsozialisten sie zu „Fremden" erklärten.

Das Museum erzählt von dieser Vergangenheit und gehört damit zu Deutschland, obwohl es bis vor Kurzem im Industriepark Tefen nahe Haifa in Israel gelegen war. Im Sommer 2020 geriet es in Gefahr, weil der bisherige Finanzier, Steff Wertheimer, die Finanzierung einstellte. Das Museum musste schließen und zeitnah umziehen. „Es brach mir das Herz", sagte Ruthi Ofek, die das Museum dreißig Jahre geleitet hat. Jetzt zieht das Museum an die Universität in Haifa um, weil das Außenministerium im März überraschend eine Million Euro für die Rettung zur Verfügung gestellt hatte. Für die langfristige Bewahrung fehlen aber noch zwei Millionen Euro.

Stefan Ihrig hat sich im vergangenen Jahr der Sache angenommen. Sein Zentrum für Deutschland- und Europastudien unternahm mit Unterstützung des Universitätspräsidenten große Anstrengungen, die Sammlung in das *Hecht*-Museum der Universität Haifa zu integrieren. Das deutsche Außenministerium sagte im November 2020 etwa 200 000 Euro zu. Daraufhin sprangen aber andere potenzielle Spender ab. Wenn schon das Außenministerium hilft, muss ich mich ja nicht mehr finanziell engagieren, glaubten viele. Dabei reichen 200 000 Euro zwar für die einmalige Verpackung der Erinnerungsstücke in Umzugskisten und den fachgerechten Transport zur Universität. Aber um die Ausstellungsstücke zeigen zu können, ist auch ein Umbau der Universität nötig, um erst den Platz im *Hecht*-Museum zu schaffen. Eine Million Euro wurden allein für den Umbau berechnet, die Bedingung für die langfristige Bewahrung.

Kostbare Gemälde

Unter den Tausenden persönlichen Erinnerungen, Fotos und Briefen des Museums befinden sich auch kostbare Gemälde von Hermann Struck, Briefe von Freundinnen Hannah Arendts, Originalkompositionen von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Die Universitätsleitung kann nicht verantworten, diese Quellen in einem Keller in Pappkartons zu lagern, dem Verfall und dem Vergessen preiszugeben. Diese Gefahr ist in Israel und an seinen Universitäten groß: Gegenstände von historischem Wert können nicht sicher verwahrt werden, weil es an Raum und Geld fehlt.

Ihrig und seine Kollegen entwickelten ein Konzept für die fachgerechte Sicherung der Gegenstände und Erinnerungen des Jeckes-Museums. Das Ziel ist es auch, dass die Sammlung mit Leben gefüllt wird und Wissenschaftlern zur Verfügung gestellt werden kann. Aktivitäten zum Fundraising wurden ins Leben gerufen. Neben recht schnell gefundenen israelischen Sponsoren unterstützte die *Hecht*-Stiftung der Universität die Initiative. Der DAAD sicherte die Finanzierung einer Archivarin für die nächsten zehn Jahre zu und erkannte als erste deutsche Organisation den Wert der Sammlung für die Wissenschaft. Hans-Georg Soeffner, Mitglied im DAAD-Beirat der Universität Haifa und der Universität Jerusalem, engagierte sich sehr für die Rettung. Medien berichteten und forderten auch deutsche Politiker öffentlich zu Hilfe auf.

Doch am Ende fehlten noch Anfang 2021 eine Million Euro für die bauliche Veränderung des Museums der Universität Haifa für die zumindest teilweise Unterbringung der 400 Quadratmeter Ausstellungsfläche erfordernden Sammlung auf dem Campus. „Eine Million ist erst einmal viel Geld, aber keine große Summe im Verhältnis zu dem Verlust, den der Verfall der Erinnerungen mit sich bringen würde", sagt Andreas Nachama, der als Vorsitzender der Allgemeinen Deutschen Rabbinerkonferenz das Projekt mit unterstützt. Wenn die restlichen Mittel nicht gefunden werden, wäre es auch ein Verlust für die deutsch-jüdisch-israelische Freundschaft, die es inzwischen – dem Holocaust zum Trotz – wieder gibt.

400 Quadratmeter Ausstellungsfläche sind nötig.

Es gab sie aber auch, die deutsch-jüdische Geschichte – und Juden, die gern in Deutschland lebten. Viele waren stolz auf Deutschland, die deutsche Kultur und ihre deutsche Heimat. Viele jüdische Deutsche verließen Deutschland nur widerwillig und wurden auch erst durch die Verfolgung

durch die Nazis dazu gezwungen, über ihr Jüdisch-Sein nachzudenken. So war es beispielsweise bei der großen Gelehrten Hannah Arendt.

In der Vereinigung der Israelis mitteleuropäischer Herkunft organisieren sich die „Jeckes" in Israel bis heute. Sie unterstützte die Einwanderer zur Zeit des Nationalsozialismus. Der Verein gibt Zeitungen heraus und hilft den Jeckes bei der Organisation ihrer Lebensaufgaben, zum Beispiel bei der Suche nach einem Altenheim. Und der Verein unterstützt das Jeckes-Museum, das die Erinnerungen der Vorfahren bewahrt.

„Die Erinnerungen zeigen diese ganze Ambivalenz der deutschen Juden in Israel", sagt Museumsleiter Ruthi Ofek. Die Jeckes halfen beim Aufbau des israelischen Staates, vermissten aber auch das Leben in Deutschland. Und sie prägten andererseits als Deutsche auch den Aufbau des Staates Israel. So brachten die Jeckes das humanistische Bildungsideal mit nach Israel, woran Israel Shiloni, der Gründer des Jeckes-Museums in den 1980er-Jahren, erinnerte: „Erst durch die Repressionen der Nazis sind wir uns unserer jüdischen Kultur wieder bewusst geworden". Und „bis die Nationalsozialisten an die Macht kamen", sagte er rückblickend, „hatte es eigentlich kein jüdisches Eigenleben mehr gegeben – wir waren Deutsche mit Herz und Seele".

Die Jeckes halfen beim Aufbau des israelischen Staates.

Israel Shiloni, ursprünglich Hans-Herbert Hammerstein und Gründer des Jeckes-Museums, wurde 1901 in Berlin geboren. Bei Gründung des Museums 1971 hieß er bereits Israel Shiloni. Wenn einmal keine Jeckes mehr leben, dachte er, muss es einen Ort geben, der ihre Geschichte erzählt. Deutsche wie Israelis haben ihm viel zu verdanken. Mit Shilonis Tod 1996 wurde vielen schmerzlich bewusst: Irgendwann werden keine Zeitzeugen mehr leben.

Nach dem Ersten Weltkrieg und unter dem Eindruck des wachsenden Zionismus hatte sich Hammerstein dieser Bewegung verschrieben. Bei einem ersten Versuch 1927, in „Eretz Israel" Fuß zu fassen, lernte er seine erste Frau kennen. Die beiden kamen nach Deutschland zurück, und Hammerstein arbeitete als Lehrer, unter anderem in Bonn. Hier leitete er von 1934 bis 1937 eine jüdische Schule. Die befand sich dort, wo heute das Bonner Juridicum steht. Mit der Gründung einer privaten jüdischen Schule 1934 wollte er seinen Schülern öffentliche Kränkungen und Demütigungen ersparen.

Hammerstein brachte seinen Schülerinnen und Schülern bei, dass sie stolz sein könnten auf ihre jüdische Herkunft und Religion. Er war ein kreativer und mutiger Mann. Gemeinsam organisierte er mit seinen Schülern im Klassenzimmer Ausstellungen über jüdisches Leben. Der Musikunterricht stand „im Dienste der Ausgestaltung aller Schulferien, z.B. Chanukka, Purim etc.", wie man in den Akten des Bonner Archivs zur Unterrichtsgestaltung nachlesen kann. Für den Naturkundeunterricht untersuchte man Bäume nahe der Schule, wie die Ahornbäume, deren Nachkommen noch heute dort stehen, oder er ging mit den Schülern an den Rhein, den Hammerstein liebte. 1937 dann verließ Hammerstein Bonn und wurde Lehrer in Stettin. Nach der Pogromnacht am 9. November 1938 wurde er ins Konzentrationslager Sachsenhausen deportiert und misshandelt. Durch seine Auswanderung gelang es ihm, der Vernichtung zu entkommen. Im Sommer 1939 floh er nach England, seiner Frau und den beiden Kindern gelang die rechtzeitige Flucht aber nicht mehr. Kurz nach Beginn des Krieges wurde die Stettiner Gemeinde nach Polen verschleppt. Dort wurde sie ausgelöscht. Wie auch die Familie Hammerstein.

Hans-Herbert Hammerstein gelangte über das Dunera-Internierungslager in der australischen Wüste nach Palästina. Hier lernte er seine zweite Frau Miryam kennen, deren Namen „Shiloni" er annahm. Den Namen „Israel", den die Nationalsozialisten den deutschen Juden gegeben hatten, behielt er. Es wäre wohl zu schmerzhaft gewesen, den Namen „Hammerstein" zu behalten.

Kontakt abgelehnt

Bis in die 1960er-Jahre lehnte Shiloni den Kontakt zu Deutschen ab. Dies berichteten mir Freunde Shilonis, wie Gideon Botsch, Historiker und Sohn von Jael Botsch-Fitterling, der in Berlin lebt. Dessen Vorfahren waren ebenfalls aus Deutschland nach Israel eingewandert, um der Verfolgung zu entkommen. Viele – wie Familie Botsch – kannten Shiloni und erinnern sich gut an ihn. Sie haben die Wandlung von Shilonis Verhältnis zu Deutschland noch miterlebt. In den 1980er-Jahren nahm er in Bonn an Begegnungstagen teil und berichtete öffentlich über seine Erlebnisse: Nach 52 Jahren kehrte er zurück und traf seine ehemaligen Schüler wieder, die aus aller Welt nach Bonn gekommen waren.

Das Jeckes-Museum in Tefen nahe Haifa muss umziehen. Doch für eine angemessene neue Bleibe fehlt Geld.

Im Jahr 1988 schrieb er in einem Brief an eine deutsche Bekannte über sein Museum in Israel: „Dass die Bundesrepublik unser Museum ignoriert, sogar bei ausgesprochenen Bildungsreisen, das ist katastrophal. Alle deutschen Botschafter waren schon bei mir und stets sehr beeindruckt, haben aber anscheinend auf die Heimat selbst keinen Einfluss …". Der Brief zeugt davon, dass Shiloni es mit seinem Museum so schwer hatte wie die Jeckes bei ihrer Ankunft in Israel. Auch weil sie diesen Teil der Geschichte erzählen, sind die von ihm zusammengetragenen Erinnerungen so wertvoll. Sie zeugen nicht nur von der Zerrissenheit der Einwanderer zwischen ihrer alten Heimat Deutschland und der neuen Heimat Palästina. Sie belegen auch die Schwierigkeiten der Jeckes nach der Einwanderung – und helfen, ihre Identitätskonflikte zu verstehen, die mit den Problemen anderer Migranten vergleichbar sind.

Foto: Jeckes-Museum

Die Lage der Jeckes aber war ganz besonders. In Palästina begegnete man den deutschen Einwanderern unter anderem deshalb mit Vorurteilen, weil sie die deutsche Sprache, also die der NS-Täter, mitbrachten. „Allein der Begriff ‚Jecke' bezeugt diese Konflikte: Osteuropäische Juden hatten ihn schon vor der NS-Zeit eingeführt und übernahmen ihn in Palästina, um die deutschen Juden als überheblich und arrogant zu beleidigen", sagt Ofek. Der Spitzname „Jecke" kam ursprünglich wohl daher, dass sie keine Kaftane, sondern Jacketts trugen und sich – so sagt man – weigerten, diese sogar bei größter Hitze abzulegen. Inzwischen ist der Begriff positiv konnotiert: Er steht für ihre geschätzten preußischen Tugenden wie Höflichkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Der Beitrag der Jeckes zur Gesellschaft und Geschichte Israels, zur israelischen Kultur und Medienlandschaft wird allgemein gewürdigt.

Als sich Anfang 2021 abzeichnete, wie schwer es sein würde, das Jeckes-Museum zu retten, glaubten Ofek und Ihrig, dass man den Beitrag der Jeckes in Deutschland weniger schätzt als in Israel. Die deutschen Versprechen und Hoffnungen wirkten wie ein Hinhalten. Es schien ihnen, als würden das Jeckes-Museum und die Finanzierung durch Vertröstung fallen gelassen. Gefühlt jeder wollte das Museum retten oder verwies auf einen anderen, der noch besser helfen konnte.

Bürokratische Hürden

Tatsächlich gab es viele, die sofort geholfen hätten: Vom Antisemitismusbeauftragten der Bundesregierung, Felix Klein, dem Antisemitismusbeauftragten der Bayrischen Staatsregierung, Ludwig Spaenle, bis zu Bundestagsabgeordneten und Politikern fast aller Parteien wie Michelle Müntefering bekundeten alle ihre Solidarität oder kündigten konkrete Hilfe an. Michaela Engelmeier und Vertreter der Deutsch-Israelischen Gesellschaft wurden aktiv. Der Bundestagsabgeordnete Klaus-Dieter Gröhler legte sich besonders ins Zeug für die Rettung der Sammlung. Die Situation des Jeckes-Museums berührte ihn, und er engagierte sich.

Die eine Million Euro ermöglicht jetzt den Umzug. Gerettet ist die Sammlung aber noch immer nicht. Dabei sind sich alle Unterstützer offenbar einig: Zwei weitere Millionen für den fachgerechten Erhalt dieser so wichtigen Sammlung sollten keine unüberwindbare Hürde sein. Wo liegt also bis heute das Problem?

Das Problem bei der Förderung durch die öffentliche Hand Deutschlands besteht darin, dass es sich um ein Museum zur deutsch-jüdischen Geschichte in Israel handelt. Aus bürokratischer Sicht vielleicht einleuchtend, aus historischer Sicht absurd. Die meisten Satzungen deutscher Stiftungen wie auch die Vorgaben von Privatspendern oder Politikern im Bundestag sehen lediglich eine Unterstützung von Projekten in Deutschland vor.

Auch der Bundespräsident unterstützt die Rettung des Jeckes-Museums, wie mir sein Mitarbeiter in einem Brief versicherte, lehnt aber die Schirmherrschaft ab. Wohl nur das Außenministerium kann helfen. Es wird das Museum voraussichtlich auch weiterhin unterstützen und die langfristige Bewahrung sichern. Ihrig und seine Kollegen hoffen auf eine zügige Zusicherung der restlichen zwei Millionen Euro, damit die Erinnerungen der Jeckes langfristig bewahrt und mit akademischem Leben gefüllt werden können. Viele Formen der weiteren Zusammenarbeit könnten um die Sammlung entstehen. Das wäre in Israel Shilonis Sinne gewesen.

«Ein Panorama der großen Pest in Europa»
Andreas Kilb, Frankfurter Allgemeine Zeitung

256 S. | 25 Abb. | 1 Kte. | Geb. | € 24,–
ISBN 978-3-406-76729-6

«Der Wunsch nach Autoritäten ist nur eine von vielen Parallelen, die der Historiker Volker Reinhardt zwischen Gegenwart und Vergangenheit zieht.»
Die ZEIT Bestenliste

«Ein spannend geschriebenes Werk über die Pest, das frappierend zeigt: Unser Umgang mit Corona ist in vielen Punkten nur Wiederholung. Alles schon da gewesen: ‹Tödliche-Luft›-Theorie; Querdenker; Quarantäne (von italienisch quaranta, also vierzig Tage Isolation); brutaler Wirtschaftseinbruch, auf den allerdings die aufblühende Renaissance folgte.»
Wulf Schmiese, ZDF.de

C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

„Ein großes Fest, das Spaß macht“

Anne Polster beleuchtet den Konfirmationstag aus der Perspektive der Jugendlichen

In das Zentrum ihrer praktisch-theologischen Doktorarbeit stellt Anne Polster, 38, das Ereignis der Konfirmation. Als Fazit schlägt die Pfarrerin der reformierten Kirchengemeinde Männedorf am Zürichsee eine Neuinterpretation vor.

Foto: Andreas Müller

Ohne die Konfi-Zeit und ohne einen engagierten Religionslehrer in der Oberstufe hätte ich, die ich klassisch volkskirchlich im Hamburger Umland sozialisiert worden bin, vermutlich nicht zum Theologiestudium gefunden. Studiert habe ich in Kiel, Prag, Leipzig, Bangalore (Indien) und Basel. Erste Erfahrungen mit dem Konfirmandenunterricht konnte ich in meinem Vikariat in der Württembergischen Landeskirche sammeln. Im Anschluss an das Vikariat wechselte ich als Studienassistentin in der Vikarsausbildung an das pädagogisch-theologische Zentrum in Stuttgart-Birkach. Dort hat sich mir immer stärker die Frage gestellt, wie das, was wir in den Vikarskursen als Theologie der Konfirmation referierten, mit dem zusammenpasst, wie die Konfirmandinnen und Konfirmanden das Geschehen des Konfirmationstages erleben. Trifft die Vermutung zu, dass das Passungsverhältnis praktisch-theologischer Theorie der Konfirmation, die Lebenswirklichkeit der Jugendlichen und die kirchliche Praxis, dass dieses Dreieck nicht stimmig ist?

Mit einem Stipendium des Evangelischen Studienwerks Villigst habe ich in Kiel am Lehrstuhl für Praktische Theologie bei Professorin Uta Pohl-Patalong die Promotion aufgenommen. Es folgten die klassischen Schritte einer empirischen Forschungsarbeit: Schärfung der Forschungsfrage, das Finden einer geeigneten Methodologie und Erhebungsmethode, Datenerhebung, Datenauswertung und zum Abschluss wieder der Schritt in die Theorie. Bei der Datenerhebung wenige Tage nach der Konfirmation war es mir wichtig, nicht die zur Erzählung gewordenen Geschichten abzufragen, sondern möglichst nah an den Erlebnissen und Erfahrungen zu bleiben. Ziel der Forschung war es, die Perspektive der Jugendlichen als Hauptperson des Konfirmationstages zu rekonstruieren. Die Untersuchung zielt darauf, das Spektrum der Bedeutungsdimensionen der Konfirmation auszuloten, und fragt nach den Bedeutungskonstruktionen.

Bei der Wahl der Kleidung sind die Jugendlichen herausgefordert.

Ein typisches Motiv des Tages sind Geld und Geschenke. Das Vorurteil, dass sich Jugendliche nur deswegen konfirmieren lassen, hält sich leider hartnäckig. Doch Geschenke und Geld haben einen tiefen sozialen Sinn. Beispielsweise das Konfirmationsgeld hat für die Jugendlichen unter anderem die Bedeutung eines Zugangs zur Welt der Erwachsenen und eines Notgroschens. Dieses Potenzial verändert die Wirklichkeit. Es macht die Jugendlichen nicht erwachsen, aber es eröffnet ihnen einen Schritt auf dem langen, komplexen Weg des Erwachsenwerdens.

Die individuell-biografische Dimension der Konfirmation zeigt sich zum Beispiel bei der Wahl der Kleidung. Die Jugendlichen sind herausgefordert, sich der Frage nach der eigenen Identität zu stellen: Wer bin ich, als wen möchte ich mich darstellen? Schließlich ist Selbstpositionierung eine der Kernaufgaben des Jugendalters. Bei der Kleiderwahl ist auch zu beachten, dass sich die Jugendlichen innerhalb der Konfi-Gruppe positionieren. In den Diskussionen hat sich gezeigt, dass es für Jugendliche zwar wichtig ist,

ihren eigenen Stil und damit ihre eigene Identität darzustellen, aber zugleich nicht aus der Gruppe zu fallen. Die Individualität und die Konformität in der Gruppe müssen miteinander ausgependelt werden. Auch eine klassische Entwicklungsaufgabe des Jugendalters.

Unter der Rubrik „Das Projekt" berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in *zeitzeichen* über ihre Forschungsarbeiten.

In der Theologie der Konfirmation findet sich momentan ein Gegenüber zwischen theologischen und anthropologischen Faktoren. Das wird der Konfirmation nicht gerecht. Denn diese Faktoren sind miteinander verschränkt. Der Festcharakter der Konfirmation ist beispielsweise nicht einfach ein Motiv unter anderen, sondern die Grundlage dafür, dass der Konfirmationstag eine emtionale, individuell-biografische, soziale und religiöse Bedeutung entfalten kann. Auch die Relevanz, die die Konfirmation für die Jugendlichen erlangt, steht in Wechselwirkung mit dem Festcharakter. Dadurch, dass ein großes Fest gefeiert wird, markiert sie einen wichtigen Punkt in der Biografie. Das kirchliche Fest bietet den Anlass für eine familiäre Zusammenkunft, die über die üblichen innerfamiliären Zusammenkünfte im Jahreslauf hinausgeht Umgekehrt steht das kirchliche Fest in Wechselwirkung zum familiären. Denn die Kirche ist an dem Tag vor allem durch die Familien gefüllt, und über die gut gefüllte Kirche erhält die Konfirmation für die Jugendlichen eine Bedeutung. Das heißt aber auch, dass Traditionsabbrüche sichtbar werden, wenn die Konfirmation zum Beispiel im Familiensystem an Relevanz einbüßt. Da, wo Familiensysteme kleiner werden, wo eine erweiterte Verwandtschaft fehlt, gibt es keine Notwendigkeit mehr, Einladungen zu verschicken oder Dankkarten. Kirchlicherseits gibt es Handlungsspielräume für die Vorbereitung der Konfirmation. Wenn wir uns nicht einfach damit zufriedengeben wollen, dass Traditionen abbrechen, ist hier ein sinnvoller Ansatzpunkt. Die Kirche kann einen wesentlichen Beitrag dazu leisten, dass der Konfirmationstag zu einem Festtag wird. Und natürlich ist an dieser Stelle das Zusammenspiel von Kirche und Familie sehr wichtig. Denn das, was die Konfirmation ausmacht, entsteht nur im Miteinander von Kirche und Familie. Beide sind aufeinander angewiesen.

Auf der Grundlage der Ergebnisse meiner empirischen Untersuchung schlage ich als Neuansatz die Deutung der Konfirmation als Empowerment vor. Mit dem Konzept des Empowerment lässt sich angesichts sich wandelnder religöser Biografien das Moment des Suchens aufnehmen und verstärken. Das heißt, es geht in der Konfirmation weniger darum, zu einem eigenen festen Bekenntnis zu kommen, sondern die Jugendlichen zu befähigen, ihren Weg suchend weiterzugehen. Die Konfirmation ist ein Schritt auf diesem Weg, aber nicht der letzte.

Vor wenigen Wochen haben meine Konfirmandinnen und Konfirmanden Konfirmation gefeiert. Mir war es wichtig, meinen Beitrag für eine Atmosphäre des Festes zu schaffen. Das Resümee einiger Konfirmanden, die ich für meine Doktorarbeit befragt habe, war: „Die Konfirmation ist ein großes Fest, das Spaß macht." Hoffentlich haben meine Konfirmanden das auch so erlebt.

Aufgezeichnet von Kathrin Jütte

Für Sie reingeschaut

Archiv für Religionsgeschichte

Seit nunmehr 22 Jahren erscheint das Jahrbuch *Archiv für Religionsgeschichte*. 1999 unter anderen von Jan Assmann, Fritz Graf, Tonio Hölscher und John Scheid gegründet, knüpft es an die von 1898 bis 1943 erschienene Zeitschrift *Archiv für Religionswissenschaft* an. Heute sitzen im Herausgeberkreis des Jahrbuches unter anderen die Schweizer Ägyptologin Susanne Bickel, David Frankfurter und der Religionswissenschaftler Jörg Rüpke. Jährlich erscheinen zwei Hefte, die zusammen einen Band umfassen. Das neue Archiv versteht sich nicht als umfassendes Organ der gesamten Religionswissenschaft. „Vielmehr ist in der Emphase auf Geschichte ausgedrückt, dass es um einzelne Religionen an ihrem geschichtlichen Ort, als Ergebnis und Teil historischer Prozesse und als Bestandteile klar umrissener Kulturen geht", heißt es im Vorwort zur ersten Ausgabe. Im Zentrum stehen die vor- und außerchristlichen Religionen insbesondere des Mittelmeerraums, des Nahen Orients und des indoiranischen Raums. Die Zeitschrift hat, obwohl in Deutschland erscheinend, einen internationalen Anspruch. Publikationssprachen sind alle gängigen Wissenschaftssprachen.

Weitere Informationen: *www.degruyter.com*

„Wahrheit aus Freiheit geboren“

Adolf von Harnack und die evangelische Kirche – eine nicht ganz einfache Beziehung

WOLFGANG HUBER

Weithin bekannt ist, dass Adolf von Harnack zu den großen Theologen des vorigen und schon des vorvorigen Jahrhunderts zählt und außerdem ein umtriebiger Wissenschaftsmanager der Zeit um 1900 war. Der ehemalige EKD-Ratsvorsitzende und *zeitzeichen*-Herausgeber Wolfgang Huber beleuchtet das Verhältnis Harnacks zu seiner Kirche, die ihm zuweilen reserviert gegenüberstand.

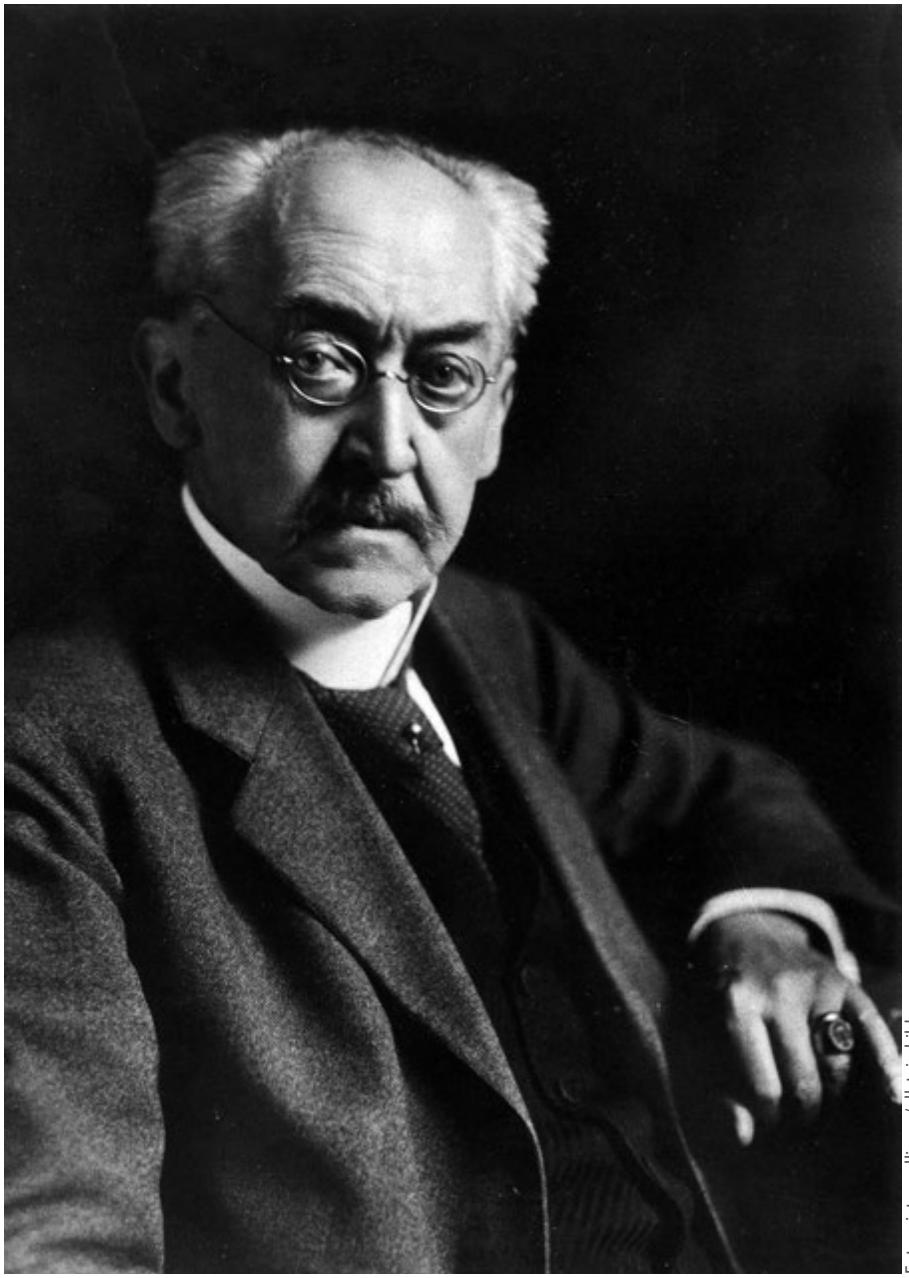


Foto: picture alliance/ullstein bild

Adolf von Harnack (1851 – 1930), Foto um 1920.

Adolf von Harnack, ein großer Kirchenhistoriker und einer der bedeutendsten evangelischen Theologen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, wurde am 7. Mai 1851 geboren und starb am 10. Juni 1930. Bei der Großzügigkeit, die uns während der Corona-Pandemie in vielen Hinsichten abverlangt wird, ist es nicht abwegig, der 170. Wiederkehr seines Geburtstag und der 90. Wiederkehr seines Todestags gemeinsam zu gedenken.

Dabei verdient ein Thema Beachtung, dem üblicherweise nur wenig Aufmerksamkeit erwiesen wird, nämlich Harnacks Verhältnis zur evangelischen Kirche. Zumeist wird lediglich festgestellt, er habe zu ihr ein kritisch-distanziertes Verhältnis gehabt. Zwei repräsentative Äußerungen führen vielleicht über diese verbreitete Sichtweise hinaus, wenn auch aus sehr unterschiedlicher Perspektive.

Die eine stammt von Dietrich Bonhoeffer. In der Berliner Gedenkfeier nach Harnacks Tod sprach er 1930 für die letzte Schülergeneration; sie zu vertreten war er deshalb befugt, weil er der letzte „Senior“ in Harnacks auch nach der Emeritierung fortgeführtem kirchengeschichtlichen Seminar war. Er traf einen wichtigen Kern, wenn er das Vermächtnis des Lehrers in den Satz fasste, „dass Wahrheit nur aus Freiheit geboren wird“. Die Wahrheit, um die es Harnack nach Bonhoeffers Seminarerfahrung ging, war theologischer Natur. Es ging um die Rede von Gott; hier fanden Wahrheit und Freiheit zusammen. Die andere Äußerung stammt von Otto Dibelius. In einer Veranstaltung zu Harnacks einhundertstem Geburtstag im Jahr 1951 nahm der damalige Berliner Bischof und Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland das Wort. Er tat es aber nicht in Bezug auf seine kirchlichen Ämter; vielmehr sprach auch er als Schüler Harnacks. Nur am Ende seiner Rede ging er kurz darauf ein, dass Harnack und die offizielle Kirche seiner Zeit nicht zueinander hätten finden können. Der Frage nach der Schuld für dieses Nichtverstehen wich der Bischof mit der Begründung aus, es stünde ihm nicht zu, sich kritisch über seine Vorgänger im

kirchlichen Leitungsamt zu äußern. Immerhin wiederholte er den Satz aus seinem handgeschriebenen Lebenslauf von 1933 nicht, in dem es hieß: „Ich lernte bei Harnack viel – nur Theologie lernte ich bei ihm nicht." Den Konflikt selbst verglich er mit der Spannung zwischen dem orthodox-lutherischen Vater Theodosius Harnack und seinem liberal-freiheitlich gesonnenen Sohn Adolf.

Bürgerrecht im Himmel

Doch es handelte sich gar nicht um einen Konflikt zwischen Adolf von Harnack und der Kirche; sondern es ging um einen Konflikt in der Kirche, dem sich die „offizielle" Kirche eher entzog, als sich ihm zu stellen. Hier sollen die Dramen nicht aufgezählt werden, die sich auf diesem Weg abspielten, angefangen mit Harnacks Berufung nach Berlin im Jahr 1888 über die große Auseinandersetzung zur gottesdienstlichen Verwendung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses wenige Jahre später bis hin zu den Debatten über sein persönlichstes theologisches Werk, das 1921 – vor genau einhundert Jahren – veröffentlichte Buch über Marcion, den als Ketzer angesehenen und von Harnack gleichwohl geachteten Theologen des zweiten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung.

Hier soll ein anderer Weg eingeschlagen werden, auf dem Harnacks Verdienste um die evangelische Kirche sich in wenigen Strichen verdeutlichen lassen.

Dass er den Dienst für die Kirche als Teil seines Lebensberufs verstand, machte er in einem Brief aus dem Jahr 1896 unmissverständlich klar: Er habe, so schrieb er an seinen Gießener Kollegen Gustav Krüger, einen Doppelberuf: „der Kirchenhistorie zu dienen und der evangelischen Kirche". Er hege, so fügte er hinzu, „eine mir unerklärliche Liebe und Sorge für die evangelische Kirche". Doch konnte er diese „unerklärliche Liebe und Sorge" recht gut erklären. Es kam ihm darauf an, dass die Kirche als religiöse Größe, die ihr Bürgerrecht im Himmel hat, zugleich der irdische Ort ist, an dem der erlösende Wille Gottes sich durchsetzt. Deshalb sei, so meinte er, die Verantwortung für ihre Gemeinschaftsform und ihr gemeinschaftliches Wesen unentbehrlich. Die Theologie verstand er, wie er in einem solchen Zusammenhang sagen konnte, als das „intellektuelle Gewissen der evangelischen Kirche". Dazu gehörte für ihn allerdings auch der Widerspruch, „wann immer die evangelische Wahrheit vergewaltigt und die Freiheit niedergehalten wird".

Harnack proklamierte diese Aufgabe nicht nur, sondern gab ihr auch eine praktische Gestalt. Er tat dies auf dreierlei Weise: in bedeutenden Versuchen einer reflektierten Elementarisierung des christlichen Glaubens, im sozialen und politischen Engagement aus christlicher Überzeugung sowie im praktischen Eintreten für die Kulturbedeutung des christlichen Glaubens.

Alle drei Dimensionen seien beispielhaft verdeutlicht: Für die reflektierte Elementarisierung des christlichen Glaubens ist keineswegs nur die berühmte Vorlesungsreihe über das Wesen des Christentums zum Jahrhundertwechsel 1899/1900 ein Beispiel, auch wenn deren anschließende Buchveröffentlichung mit einer 100 000 Exemplare weit überschreitenden Auflage alle, die sich in diesem Bereich versuchen, vor Neid erblassen lässt. Auch 120 Jahre nach seinem ersten Erscheinen ist dieses Werk immer noch im Buchhandel erhältlich. Ähnlich erfolgreich war vorher das Buch zum Apostolischen Glaubensbekenntnis, mit dem er den Streit über dieses Thema auf eine sachliche Grundlage stellte, oder später die Schrift über „Martin Luther und die Grundlegung der Reformation", die von der Stadt Berlin zu ihrer Festschrift zum Reformationsjubiläum 1917 erkoren und in den Schulen der Stadt sowie weit darüber hinaus in der Bürgerschaft verteilt wurde. Wieder in weit über 100 000 Exemplaren. Welch ein Dienst an der Kirche!

Harnack stand gegen Engstirnigkeit und für eine Erweiterung der Sichtweisen.

Harnack war ein herausgehobener – oder soll man sagen: der herausragende – Repräsentant des liberalen protestantischen Bürgertums – und dies über die Umbrüche seiner Zeit hinweg. Mit seinen Freunden stand er für eine *Christliche Welt*; so hieß der programmatische Titel der schon in Harnacks frühen Leipziger Jahren gegründeten Zeitschrift dieses Kreises. Sein Beispiel zeigt, dass die evangelische Kirche seiner Zeit sich nicht nur, wie immer wieder zu Recht in Erinnerung gerufen wird, mit der Industriearbeiterschaft der damaligen Zeit schwertat, sondern auch mit dem aufgeklärt-freisinnigen protestantischen Bürgertum. Umso größer ist das Verdienst derjenigen, die sich gegen alle kirchliche Engstirnigkeit um eine Erweiterung der Sichtweisen bemühten.

Harnack gehörte zu denen, die bürgerlich-protestantisches Verantwortungsbewusstsein und die soziale Frage miteinander zu verbinden suchten. Den Protestantismus wollte er dazu befähigen, die sozialen Herausforderungen der eigenen Zeit zu erkennen und für ihre Beantwortung praktische Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln. Deshalb fand er sich dazu bereit, von 1902 bis 1912 den Vorsitz im Evangelisch-Sozialen Kongress zu übernehmen, der in seinen Tagungen und Veröffentlichungen die sozialen Probleme der Zeit aus der Perspektive der evangelischen Ethik behandelte. Die Äußerung Wilhelms II., evangelisch-sozial sei Unsinn, konnte ihn von diesem Vorhaben nicht abbringen.

Selten beleuchtet

Der Übergang zur aktiven Teilnahme an politischen Fragen ist damit angezeigt. Sie ist in den letzten Jahren besonders intensiv erforscht und behandelt worden. Das Ausmaß, in dem Harnack dabei die kirchliche Verantwortung im Blick hatte, wird allerdings vergleichsweise selten beleuchtet. Dabei ist es durchaus der Erwähnung wert, dass die einzige Funktion, die Harnack jemals durch den preußischen Oberkirchenrat übertragen wurde, genau in diesen Zusammenhang gehört. Bereits Ende 1918 berief der preußische Oberkirchenrat einen Rat von etwa fünfzig „Vertrauensmännern" aus den unterschiedlichen kirchlichen Richtungen, der die Forderungen verstärken sollte, die aus kirchlicher Perspektive angesichts des Übergangs von der Monarchie zur Republik zu vertreten waren. Zu diesem Vertrauensrat gehörte Harnack; dessen Geschäftsführer war übrigens der oben erwähnte Otto Dibelius.

Harnack konzentrierte seine Aufmerksamkeit insbesondere auf die Fragen

von Bildung und Wissenschaft und damit auf die Themen des Religionsunterrichts und der Theologischen Fakultäten. Das weckte alsbald die Aufmerksamkeit der staatlichen Seite. Deshalb entsandte die Reichsregierung ihn zu den Beratungen über diese Fragen in der verfassungsgebenden Nationalversammlung in Weimar. Harnack beteiligte sich dort intensiv an den Debatten über die Bestandsgarantien für den Religionsunterricht und die Theologischen Fakultäten sowie über die allgemeinen religionsrechtlichen Verfassungsbestimmungen der Weimarer Reichsverfassung, die bis zum heutigen Tag geltendes Verfassungsrecht sind. Er beeinflusste diese Debatten mit seiner Autorität, seiner Sachkunde und seinem politischen Geschick. Er tat dies im Auftrag des Staates, erwies aber damit zugleich seiner Kirche einen unschätzbaren Dienst.

Harnack beeinflusste die Debatten in Weimar mit Sachkunde und Geschick.

Die Bereitschaft, solche Aufgaben zu übernehmen, dokumentiert auf ihre Weise, dass der Gelehrte sich aus innerem Antrieb den Herausforderungen zu praktischem Wirken stellte. An seinen Freund, den schwedischen Theologen Nathan Söderblom, schrieb er: „Im Anfang war das Wort – aber das Wort muss fort und fort in der Geschichte zur Tat werden; sonst verhallt es ohne Wirkung. Die Tatkräftigen allein machen Geschichte.“ Seine Tatkraft der eigenen Kirche zu widmen, wurde ihm durch die Amtskirche verwehrt. Im Jahr 1905 bemerkte er deshalb in einem Brief an seinen Freund Martin Rade, mit dem zusammen er die *Christliche Welt* gegründet hatte, er habe bisher wenig bewirkt. Die Kirche habe ihm dazu keine Gelegenheit gegeben – „und jetzt käme eine solche Tätigkeit auch zu spät für mich“. Genau im Jahr 1905 schrieb er das, in dem Jahr, in dem er die Leitung der Preußischen Königlichen Bibliothek übernahm.

Auf diese Weise hängt die ungewöhnliche Weite von Harnacks Tätigkeiten mit dem Verhältnis zu seiner evangelischen Kirche zusammen. Sein Wunsch, etwas zu bewirken, fand in der Kirche nicht die erhoffte Resonanz; davon profitierten viele andere Institutionen, denen er seine Tatkraft zur Verfügung stellte. Neben der Berliner Universität und der Akademie der Wissenschaften war das nicht nur die heutige Berliner Staatsbibliothek, sondern ebenso die heutige Max-Planck-Gesellschaft, der Orden Pour le mérite und die Notgemeinschaft für die Deutsche Wissenschaft, die heute Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft heißt.

Dieser ungewöhnliche Gelehrte, von dessen Potenzial die offizielle Kirche seiner Zeit keinen Gebrauch machte, wurde so zu einem Bürger von herausragendem Verantwortungsbewusstsein und zu einem Wissenschaftsorganisator von ungewöhnlich weitreichender Ausstrahlung. Aber er blieb zugleich um seiner Kirche und ihres Auftrags willen ein Theologe, der nicht nur Generationen von Pfarrern und Lehrern prägte, sondern durch seine Fähigkeit zu reflektierter Elementarisierung Entscheidendes zum Glaubenswissen und zur Verantwortungsbereitschaft ungezählter Christenmenschen beitrug.

Foto: picture alliance/akg-images

Adolf von Harnack (rechts) mit Wilhelm II. bei einer Institutseinweihung 1912.

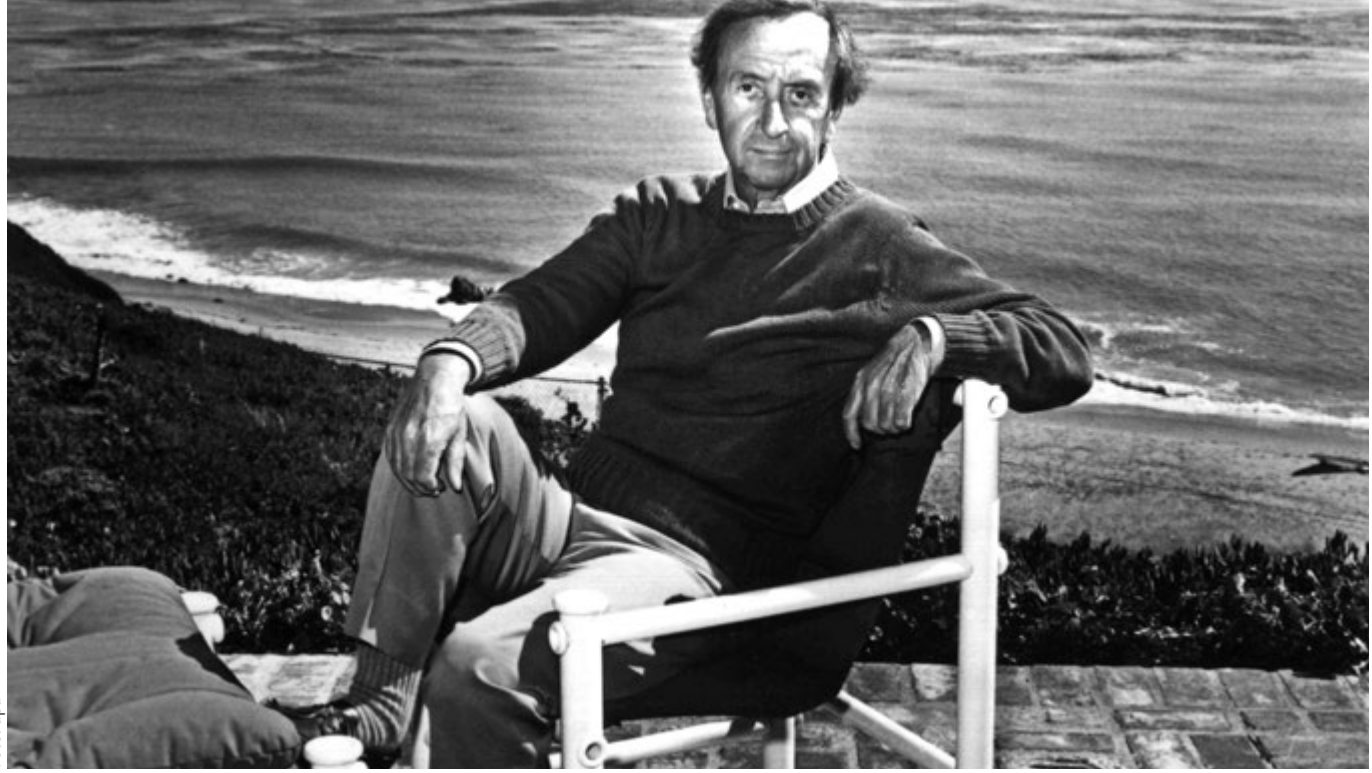


Foto: dpa

Brian Moore (1921 – 1999) auf der Veranda seines Hauses in Malibu/Kalifornien.

Gott und das Nichts

Vor hundert Jahren wurde der Schriftsteller Brian Moore geboren

ROLAND MÖRCHEN

Brian Moore war ein verlorener Sohn, der sein religiöses Erbe zurückgewiesen hatte und es als ideelles Gepäck mit sich herumtrug. Die Meinung, er habe sich Religion und Katholizismus von der Seele geschrieben, beschreibt seine künstlerische und menschliche Statur aber nicht wirklich, meint der Theologe und Kulturjournalist Roland Mörchen. Vielmehr habe Moore theologische Romane geschrieben.

Der Schluss des Romans *Die Farbe des Blutes* hat es in sich. Kardinal Bems Zweifel sind wieder da, als er seiner Mörderin beim Austeilen des Leibes Christi ins Auge sieht. Das ist der Augenblick der Wahrheit. Bricht Gott sein Schweigen im Moment des Todes? Oder versinkt alles im Nichts? In einem früheren Roman *Katholiken* verliert der Abt zwar nicht sein Leben, aber auch er ist ein Mensch, der „die Hölle der Metaphysiker erlebte: die Hölle jener, denen sich Gott entzog". Zwei Beispiele nur, doch in ihnen steckt der ganze Brian Moore.

Am 25. August 1921 in Belfast geboren, hatte er Wurzeln in beiden Konfessionen. Erst sein Großvater war zum Katholizismus konvertiert, und der Quäker Bulmer Hobson, wie Moores Onkel ein Kämpfer für die irische Unabhängigkeit, galt als Freund der Familie in einem politisch wie konfessionell zerrissenen Irland. Der Roman *Dillon* reflektierte später den mörderischen Nordirlandkonflikt. Als Kind musste Moore den Katechismus pauken und Prügel von seinen Lehrern einstecken, weil die katholischen Kinder besser sein sollten als die protestantischen. In ständiger Sorge um die unsterbliche Seele fragten die Priester im Beichtstuhl den Knaben aus. Eine der schlimmsten Sünden war Masturbation, Glaubensverlust sogar eine Todsünde. Moore, der Freunde unter Protestanten und Juden hatte, flirtete in seiner Jugend mit dem Sozialismus, richtete sich aber frühzeitig gegen jede Doktrin.

Strenge religiöse Erziehung sorgt selten für Festigung im Glauben und führt oft zu Traumata. Noch schlimmer war der Krieg. Nach den deutschen Bombenangriffen auf Belfast musste der 19-Jährige die Leichen einsammeln, was kaum vorstellbare Spuren in seiner Seele hinterließ. Danach ging er als UN-Beauftragter nach Polen und wanderte mit 27 nach Kanada aus. Er wurde Journalist, lebte auch in New York und in Los Angeles, wo er Kreatives Schreiben an der Universität lehrte. Moore hatte Irland geografisch hinter sich gelassen, nicht jedoch emotional.

Er war ein verlorener Sohn, der sein religiöses Erbe zurückgewiesen hatte, um es dennoch als ideelles Gepäck, wohl auch als seelische Last mit sich herumzutragen. Die Meinung, er habe sich Religion und Katholizismus von der Seele geschrieben, beschreibt seine künstlerische und menschliche Statur aber nicht wirklich. Moore bearbeitet das Glaubensthema so differenziert und so hochentwickelt, dass Kritiker zu Recht von theologischen Romanen gesprochen haben.

Psalmistische Existenzen

Das Herzstück seines Schaffens, das Krimis, Kurzprosa und Drehbücher umfasst, bilden 19 Romane, die ab Mitte der 1950er-Jahre meist im Abstand von zwei oder drei Jahren herauskamen. Moores Bücher sind nicht theologisch, weil sie unablässig theoretisieren würden. Das wäre ja auch kreuzlangweilig. Sie sind es wegen ihrer gründlichen Einlassung

auf die religiöse Haltung der Figuren. Zweifel, Unglaube, Einsamkeit und Enttäuschung gerinnen zu lebensprägenden Koordinaten. Man könnte sagen, dass die Romanfiguren psalmistische Existenzen darstellen, indem sie hoffen, schreien oder Gott und die Welt nicht mehr verstehen. In *Die einsame Passion der Judith Hearne* zeichnet Moore das Bild einer verzweifelten, kirchentreuen Jungfer, die vergeblich einen Mann binden will und dabei ihren Glauben verliert. Zwischen den Zeilen klingt es wie ein „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir".

In *Saturnischer Tanz* erzählt Moore eine ähnliche Tragödie, nur dass er diesmal einen Lehrer an einer Knabenschule in Belfast zum Protagonisten macht. Was Frauen angeht, ist Diarmuid Devine ein Spätzünder. Er verliebt sich in die jüngere Protestantin Una, aber die erste gemeinsame Nacht scheitert. Devine ist nicht stark genug, um dem Tratsch, dem Spott und Unas Bruder, der auch noch sein Kollege ist, die Stirn zu bieten.

Moore fühlt sich in seine literarischen Charaktere, ob männliche oder weibliche, tief ein und schreibt sensible Existenzbefragungen, die so verschieden wie die Menschen sein können. Sein geistiges Profil lässt sich mit Ex-Katholik, Kryptokatholik oder Agnostiker nur unzureichend erfassen. Eher noch war er ein Kirchenemigrant mit einem unauslöschlichen Siegel. Sicher zog er sich aus dem Klerikalismus zurück, machte aber keinen Hehl aus seiner konfessionellen Herkunft. Die Suche nach spirituellem Sinn in einer entsakralisierten Welt beschäftigte ihn ein Leben lang. Der gesellschaftliche Niedergang des Christentums beunruhigte Moore so sehr, dass er sich fragte, was diese Vakanz füllen, diese Sehnsucht nach metaphysischer Erfahrung stillen und an die Stelle der Dekadenz treten könnte. Dahinter lauerte die Angst vor dem Nihilismus, die schon Dostojewski um die innere Ruhe brachte. Wo einer Gesellschaft keine Transzendenz mehr Sinn stiftet, droht der moralische Zusammenbruch. Ist alles erlaubt, gilt nichts mehr.

Wo einer Gesellschaft keine Transzendenz mehr Sinn stiftet, droht Zusammenbruch.

Eine Antwort versucht *Kalter Himmel*, vordergründig die Geschichte einer ernsten Ehekrise, doch wesentlich eine Innenansicht mystischer Erfahrungen, einschließlich der Verunsicherung, die sie auslösen. Moore nannte das Buch einen „metaphysischen Thriller", was Literaturkritiker gern aufgriffen. Obwohl Alex Davenport, ein Arzt wie Moores Vater, ums Leben gekommen ist, sieht ihn Ehebrecherin Marie als lebenden Toten wieder, was ihren Gewissenskonflikt verstärkt. Im Gespräch mit einer Nonne, die typisch für Moores Glaubensgestalten auch die Gottesferne erleidet, erfährt sie: „Ich weiß nichts über Gottes Absichten. Aber ich kann Ihnen sagen, was Sankt Johannes vom Kreuz geschrieben hat: ‚Mich kann weder aufrichten noch vernichten, was mir widerfährt, sondern nur, wie ich mich dazu stelle. Für Gott zählt nur dies.'" Und ein Monsignore meint zu Marie gegen Ende des Romans, er glaube, „dass Gott sich uns nicht auf unverkennbare Weise offenbart". Keiner verlange von ihr, an Wunder zu glauben.

Bei Graham Greene, mit dem die Literaturkritik Moore verglichen hat, gehören Fehlbarkeit und Sündhaftigkeit wesentlich zu den Glaubensgestalten seiner Romane, weil sie Menschen und keine Heiligen sind, wie etwa der Schnapspriester aus *Die Kraft und die Herrlichkeit*. Heilig werden kann bei Greene nur, wer die Niederungen des Menschlichen erlitten hat und möglichst noch drinsteckt. Greenes Romanhelden sind oft Augustinus-Naturen, denen Abirrungen und Ausschweifungen nicht fremd sind. Brian Moores Priester sündigen auch, aber sie steigen nicht unbedingt in jeden Seelenmorast hinab. Anfechtungen können sogar ein Dilemma wachrufen, wenn wie in *Schwarzrock* zwei Glaubensweisen radikal aufeinanderprallen: die der christlichen Missionare und jene der indianischen Ureinwohner, wobei der von Zweifeln geschüttelte Pater Laforgue in seinem religiösen Absolutismus reinen Gewissens das Falsche tut.

Doppelzüngige Schärfe

In *Katholiken* hat sich der Wind aus Rom gedreht. Das Buch, Moores schmalstes, ist ein Zukunftsroman. Die Amtskirche pocht auf Einhaltung einer modernen, aufgeklärten Theologie. Man ist darum bemüht, den Traditionalismus zur Räson zu bringen. Dieser äußerlich simplen Umkehrung verleiht Moore eine besondere, doppelzüngige Schärfe. Die Mönche, die auf ihrem rauen Eiland am lateinischen Ritus festhalten und in den alten Dogmen ein Bollwerk gegen die Säkularisierung sehen, treffen auf enormen Zuspruch der Gläubigen. Der Abt, der den jungen Abgesandten des Vatikans empfängt, ist formal zwar

Szene aus „Schwarzrock": Auch das Drehbuch der Romanverfilmung stammt von Brian Moore.

das Oberhaupt der Gemeinschaft, hat aber selbst tiefsitzende Glaubenszweifel. Moore stellt wie so oft unterschwellig aktuelle Bezüge her, braucht aber die tatsächlichen Hintergründe nur als Horizont, vor dem er existenzielle Tragödien spielen lässt, die jeden angehen. In *Katholiken* schwingt

Der Ruf nach Gerechtigkeit provoziert neue Ungerechtigkeit.

erkennbar der Widerstand des Bischofs Marcel Lefebvre gegen die Öffnungen des Zweiten Vatikanums mit. *Die Farbe des Blutes* inspiriert sich an den schwierigen Verhältnissen der Kirche in den Ostblockländern. *Es gibt kein anderes Leben* ruft die Diktatur auf Haiti und die Ereignisse um Pater Jean-Baptiste Aristide wach, der kurzzeitig haitianischer Präsident war.

Das Drama des *Deus absconditus* ist darin genauso Thema wie der befreiungstheologische Kampf gegen Armut und Korruption. Als Ich-Erzähler schildert Pater Paul Michel die Ereignisse um seinen armen Ziehsohn Jeannot, der wie er zum Priester geworden ist. Moore verschärft die bittere Lektion, dass auf die alte Diktatur nur eine neue folgt, indem er Jeannot als Präsident einer Karibikinsel einsetzt, der in der radikalen Nachfolge Jesu die Armen von der Unterdrückung befreien will.

Foto: picture alliance/United Archives/IFTN

Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens

Europas grünste Stadt sucht Pfarrerinnen und Pfarrer:

Kommen Sie nach Dresden!

Aktuelle Stellenausschreibungen stehen im Amtsblatt und unter

https://www.evlks.de/wir/kirchliche-berufe/stellenangebote/

Telefonisch Auskunft erteilt Sup. Christian Behr, Tel. 0351 4393910.

Von der Bevölkerung als Messias verehrt, muss er sowohl politischen Widerstand als auch die taktierende Haltung des Vatikans fürchten, dem das Seelenheil seiner Schäfchen wichtiger ist als deren irdisches Wohl. Tatsächlich frisst die Revolution ihre Priester. Der Ruf nach Gerechtigkeit provoziert neue Ungerechtigkeit und verlangt Blutopfer auf beiden Seiten. Jeannots plötzliches Verschwinden macht ihn zur Legende. Pater Paul verliert jedoch seinen Glauben, obwohl er früher, als Jeannot die Messe zelebrierte, ganz von Gottes Gegenwart erfüllt war. Zum Schlüsselerlebnis der Abkehr wird der Besuch bei seiner todkranken Mutter. Ein Leben lang hat sie an Gott geglaubt, doch auf dem Sterbebett geht ihr schlagartig auf, dass Gott gar nicht existiere und es kein Leben danach gebe. „Warum hatte Gott sie am Ende im Stich gelassen?“, fragt sich Pater Paul. Eine Paraphrase des Psalmwortes „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Angst exorziert

Es scheint, als habe Moore mit dieser erschütternden Sterbeszene, die sich beim Tod seiner eigenen Mutter tatsächlich zugetragen haben soll, ex negativo die Angst vor dem Nichts exorzieren wollen, wie es Jean Paul in *Siebenkäs* mit der „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei“ getan hat. Auch wenn das Anti-Bekenntnis „Es gibt kein Leben danach“ den Roman abrundet, ist es nicht so kategorisch, wie es wirkt. Pater Paul hat nur einen Schluss für sich gezogen. Moore bildet gegensätzliche Haltungen ab. Der Pater kann die Totengebete an Jeannots Grab nicht sprechen, aber ein anderer, obwohl kein Priester, hat es davor schon getan. Moore lässt bei seinen Figuren immer alle Erfahrungen zu, positive und negative, so dass auch Marie in *Kalter Himmel* vom Monsignore hört, dass niemand an Erscheinungen glauben müsse.

Atheismus ist wie Leben in einem Raum ohne Licht. Unglaube kann einer fehlgeleiteten religiösen Erziehung entspringen. Oder ein Mensch nimmt ihn als Widerstand gegen dogmatische Bevormundung an, die der Reflexion nicht standhält. Jeder Mensch hofft insgeheim, aus der Sache, die sich Lebenszeit nennt, heil herauszukommen. Am Schluss seines vorletzten Romans *Hetzjagd* beschreibt Moore wieder eine Sterbeszene, die anders konsequent ist. Noch im Augenblick des Todes zeigt der von der Kirche geschützte Kriegsverbrecher Brossard keine Reue und meint im rituellen Stoßgebet opportunistisch Verzeihung zu finden wie bei den Priestern in der Beichte. „Und als er Gott jetzt um Vergebung anflehte, entschied sich Gott, ihm vierzehn tote Juden zu zeigen.“ Dieser Schluss ist nicht rhetorisch. Bei Brian Moore geht es immer ums Ganze.

Unterbrochener Teufelskreis

DOROTHEE LÖHR

Foto: Elias Bendahan

Dorothee Löhr, Pfarrerin in Mannheim

Andere Perspektive

11. SONNTAG NACH TRINITATIS, 15. AUGUST

Aber Gott, der reich ist an Barmherzigkeit, hat … auch uns, die wir tot waren in den Sünden, mit Christus lebendig gemacht. (Epheser 2,4–5)

Da steht nicht: Erst leben wir, dann sterben wir, und am Ende werden wir mit Christus wieder lebendig gemacht. Dabei sind wir schon lebendig gemacht, so sehr, dass uns nicht einmal das irdische Sterben davon abhält, mit Christus lebendig zu sein.

Es kommt allerdings vor, dass Menschen schon tot sind, obwohl sie leben. Denn sie leben ohne Hoffnung, glauben nicht, dass ihnen geholfen werden kann oder dass sie anderen eine Hilfe sein können. Sie glauben nicht an die Gemeinschaft mit Jesus, die auch in Krankheit und sogar im Sterben trägt und die Verantwortung füreinander ermöglicht.

Der Schriftsteller Erich Kästner erzählt in seiner „Rede an die jungen Leute" von der „Mitverantwortung" als einer lebendigmachenden Person: „Das Leben muss noch vor dem Sterben erledigt werden! Wenn Millionen Menschen nicht nur neben-, sondern miteinander leben wollen, kommt es auf das Verhalten der Millionen, kommt es auf jeden und jede an, nicht auf Instanzen. Wenn Unrecht geschieht, wenn Not herrscht, wenn Dummheit waltet, wenn Hass gesät wird, wenn Muckertum sich breit macht, wenn Hilfe verweigert wird – stets ist jeder Einzelne zur Abhilfe mit aufgerufen, nicht nur die jeweils zuständige Stelle. Jeder ist mitverantwortlich für das, was geschieht, und für das, was unterbleibt. Und jeder von uns und euch kann es spüren, wann die Mitverantwortung neben ihn tritt und schweigend wartet: Sie wartet, dass er handle, helfe, spreche, sich weigere oder empöre, je nach dem."

Lebendig sein in Christus bedeutet, Mitverantwortung zu leben, ohne Angst hinzuhören und hinzusehen, zu argumentieren statt vorschnell nachzugeben, aber die Perspektiven anderer einzunehmen, ohne den eigenen Standpunkt zu verleugnen. All das sind Spuren davon, dass Gott uns lebendig gemacht hat, obwohl wir sterbliche Menschen sind, auf Erden nur zu Gast.

Heilsame Nähe

12. SONNTAG NACH TRINITATIS, 22. AUGUST

Und sie brachten zu ihm (Jesus) einen, der taub war und stammelte, und baten ihn, dass er ihm die Hand auflege. (Markus 7,32)

Jesus legt dem Taubstummen den Finger ins Ohr und seufzt: „Hephata", öffne dich! Sein Seufzer ist stellvertretend für uns gesprochen: Der Geist seufzt in uns, wenn wir nicht wissen, was wir beten sollen, wenn wir so verschlossen sind, dass wir einander nicht zuhören und verstehen. Dann schweigen wir, statt zu reden, oder wir reden, wo Schweigen angemessen wäre.

Jesus seufzt stellvertretend für den Taubstummen und berührt seine Zunge mit Speichel, wie es sonst nur Liebende tun, wenn sie unter sich sind und einander küssen. Deshalb hat Jesus den Kranken aus der Menge herausgeführt. So viel Nähe auf einmal hatte der Taubstumme vielleicht noch nie gespürt. Aber so viel Nähe ist heilsam, wenn sie gewünscht und vertrauensvoll angenommen werden kann.

Stummer Wettkampf

13. SONNTAG NACH TRINITATIS, 29. AUGUST

„Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein? (1. Mose 4,9)

Jenseits von Eden ist nicht nur ein Filmtitel (da überlebt Abel, was die Sache aber nicht besser macht), sondern auch die Beschreibung dessen, wo der Mensch bis heute steht. Denn wir sind nicht dort, wo Gott selbst dafür sorgt, dass jedes Lebewesen zu seinem Recht kommt. Vielmehr sind wir dort, wo wir aufeinander aufpassen müssen, wo das Leben geschützt werden muss vor dem Bösen in uns und um uns herum.

Was geschieht jenseits von Eden, wo die Menschen nicht mehr in unmittelbarer Nähe zu Gott leben, wo sie sterblich sind und verantwortlich, für sich und für andere? Der Neid regiert. Unter Geschwistern fängt es an und zwischen Milieus, Religionen und Nationen geht es weiter, wenn Menschen vergessen, wem die Welt eigentlich gehört und wem sie sich verdanken.

Wer redet in der Urgeschichte jenseits von Eden (nicht) mit wem? Es beginnt damit, dass die Brüder zwar mit Gott sprechen, aber nicht miteinander. Sie kämpfen stumm darum, wer besser ist.

Und dieses Spiel wird bis heute gespielt: der Wettkampf, wer den besseren Beruf hat, wer angesehener ist und größere Güter erwirbt. Die Brüder bringen um der Wette willen Gott ein Opfer dar, aus dem, was sie geschafft und geleistet haben. Sie wetteifern um Liebe und Anerkennung. Und jeder, der mit Geschwistern aufgewachsen ist, kennt das.

Aber Gott spielt nicht mit. Er will keine solchen Opfer, er will nicht nehmen, sondern schenken. Und er entzieht sich der Schiedsrichterrolle, die ihm in diesem Spiel zugewiesen wird.

Kain meint, er sei der Verlierer. Statt zu fragen, warum sein Opfer nicht angenommen wird, handelt er schweigend, ohne Rücksprache mit dem, der ihm das Land und die Fürsorge für den Bruder anvertraut hat. Und aus Spiel wird Ernst. Aber Gott spielt nicht mit wie viele Eltern, die ein Leben lang damit beschäftigt sind, Liebe und Zuneigung gerecht zu verteilen. Gott spielt nicht mit, sondern zeigt auf den wahren Feind, der vor der Tür steht und die Herrschaft übernehmen will. Es ist weder der Bruder, der Kain finster macht, und es ist auch nicht ein seine Gunst verteilender Gott, sondern der Neid, eine der sieben Todsünden. Gegen diesen richten sich später gleich mehrere Gebote: Du sollst nicht begehren, stehlen und morden. Und Gott ermächtigt zur Herrschaft über das Böse: Erhebe dich, lass dein Angesicht leuchten, beherrsche die Sünde, du kannst das, wenn du willst. *Yes, you can!*

Aber Kain will nicht. Nachdem er die Sünde, den Neid, bei sich eingelassen hat, lockt er seinen Bruder zu sich, um jedes Gespräch gewaltsam zu beenden. Aber Gott spricht weiter mit dem Verstockten, fragt, was er getan hat. Und er erinnert Kain daran, dass die Stimme des Blutes seines Bruders zu Gott schreit. Kain hat dem Acker Blut geopfert, statt seinen Bruder vor dem Bösen, vor deinem Neid zu schützen.

Aber Gott will ihn vor der Folge seiner Tat schützen und den Automatismus von Rache und Gewalt, von Gegengewalt und Vergeltung durchbrechen. Ein Zeichen auf der Stirn zeichnet Kain als Gottes Eigentum aus. Denn auch der Sünder ist sein Geschöpf. Und später wird das Kreuz zum Zeichen dafür, dass Gott selbst den Kreislauf des Bösen und der Sünde unterbricht. Denn Gott ist kein Rächer, sondern der Retter.

Das Alte Testament kennt einen ganz engen Zusammenhang von Rache und Zorn als Gegenbild zur Nächstenliebe. Da, wo das Gebot der Nächstenliebe herkommt (3.Mose 19,18), kann man's nachlesen.

Gott, der große Hüter, zeichnet den Mörder mit dem Kainsmal, um ihn vor der Rache anderer zu bewahren. Ja, Gott rettet, wo Menschen einander rächen und totschlagen. Er sagt mit dieser uralten Versuchungsgeschichte: Du siehst, wo Neid hinführt. Er schadet dir selbst. Herrsche daher über ihn, bevor es zu spät ist. Und wo stehen wir? Jenseits von Eden. Das ist ein ungemütlicher Ort. Aber Gott schweigt auch dort nicht. Und es liegt an uns, ob wir jenseits von Eden unstet, schweigend, missgünstig, neidisch leben – oder dankbar und fürsorglich miteinander.

Mehr als Ratschläge

14. Sonntag nach Trinitatis, 5. September

Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch. (1. Thessalonicher 5,23)

Bin ich ein Braten, der durch und durch gar werden muss? Das Wort ist der Abschluss einer ganzen Reihe geistlicher Ratschläge aus dem ältesten Paulusbrief, den wir haben. Sie sind erstaunlich lebensnah. Und auf einer grundsätzlichen Ebene haben sich die Herausforderungen nicht wesentlich verändert.

Der Apostel empfiehlt: Weist die Unordentlichen zurecht. Und ich denke: Wie kann ich andere zurechtweisen, wenn ich selber auch unordentlich bin? Was hat sich da alles angesammelt, an altem Gerümpel, das entsorgt werden könnte, oder auch an schlechten Angewohnheiten. Wie soll ich mein Haus bestellen? Wo anfangen, woher die Zeit und die Kraft nehmen?

Paulus sagt: Tröstet die Kleinmütigen, tragt die Schwachen, seid geduldig gegen jedermann. Ich sage mir: geht nicht, bin selbst kleinmütig, schwach, ungeduldig, mit mir selbst und mit anderen. Paulus mahnt: Vergeltet nicht Böses mit Bösem. Aber ich weiß, dass ich ziemlich schadenfroh, ja manchmal sogar rachsüchtig sein kann. Paulus empfiehlt: Seid allezeit fröhlich, betet ohne Unterlass, seid dankbar in allen Dingen. Und ich frage mich: Was macht mich eigentlich oft unmutig und undankbar, warum bete ich zu selten, schon gar nicht für andere?

Der Apostel rät: Den Geist dämpfet nicht. Aber ich rede gute Einfälle anderer Menschen klein. Ha, hier habe ich etwas bei denjenigen entdeckt, die mich so gern kritisieren, statt selbst mit anzupacken. Ich selbst habe nämlich viele gute und geistreiche Ideen, aber setze sie nicht um, weil andere und die Umstände mich dämpfen. Sollte ich nicht besser auf die Suche nach den guten Ideen anderer gehen und sie unterstützen, statt sie kleinzureden?

Dazu passt auch der Ratschlag des Apostels, alles zu prüfen und das Gute zu behalten. Wir prüfen ja andauernd, nicht nur in Assessmentcentern. Aber oft hält, was wir prüfen, unseren Ansprüchen nicht stand und wir stehen vor lauter Prüfungen am Ende mit leeren Händen da. Wie oft gebe ich weiter, was andere angeblich geprüft haben, statt selbst nach dem Guten zu fischen. Aber vielleicht fische ich zu oft im Trüben, schmore zu sehr im eigenen Saft, gebe mich mit stehendem Gewässer zufrieden, statt zu den frischen Quellen vorzudringen.

Die Ratschläge des Apostels geben die Richtung an. Sie zeigen nur die kleinen Schritte. Denn die Heiligung geschieht durch Gott. Er selbst heiligt uns, macht uns gut und gerecht, wirkt in uns das Wollen und das Vollbringen. Aus unserer Perspektive sind wir zu schwach. Wir hätten den Widerständen in uns und um uns herum nichts entgegenzusetzen, wäre da nicht der Zuspruch des Geistes, der uns vorbereitet und uns als Geheiligte dem Herrn entgegenträgt. So werden wir mit Leib, Seele und Geist bewahrt, trotz aller Hindernisse und Auseinandersetzungen, Kummer, Schmerzen, Streit und Kämpfen. Wenn wir uns nicht selber rechtfertigen und beurteilen, sondern von Gott her definieren, wenn wir die Worte seines Zuspruchs in uns wirken lassen. Wie der Braten durch die Hitze durch und durchgebraten wird, so werden wir durch Gott selbst durch und durch geheiligt.

Die tägliche Bedrohung

In Mali vergeht kein Tag ohne Gewalt und den Einsatz für den Frieden

CHRISTIAN SELBHERR (TEXT) · JÖRG BÖTHLING (FOTOS)

Vor Wochen wurden zwölf Bundeswehrsoldaten bei einem Selbstmordanschlag in Mali verletzt. In dem Land vergeht kein Tag, an dem die dort stationierten Soldaten und Soldatinnen nicht einen Angriff, einen Überfall oder eine Explosion registrieren. Der Norden von Mali wird weiterhin von wenigen Rebellen und Terrorgruppen bedroht. Und das ganze Land ist in der Krise. Die Journalisten Christian Selbherr und Jörg Böthling waren vor dem Anschlag in Mali unterwegs und haben mit Soldaten und einheimischen Friedensstiftern gesprochen.

Moment", sagt der belgische Soldat, und blickt von seinem Bildschirm auf. „Lasst uns nochmal zurückgehen, vielleicht haben wir etwas übersehen." Sofort bewegt sich das schwarz-weiße, etwas grobkörnige Kamerabild zurück zu der Szenerie, die eben noch zu sehen war. Der Offizier schaut noch einmal ganz genau hin. Ein Kontrollpunkt am Straßenrand, an dem sich mehrere Busse stauen. Warum halten sie an? Jede noch so kleine Beobachtung kann zur wertvollen Information werden in diesem scheinbar unendlichen Kampf gegen Terror und Gewalt.

Was hier gerade stattfindet, ist die Auswertung von Luftaufnahmen über der Wüstenlandschaft von Mali. Irgendwo zwischen den Städten Gao und Gossi zieht eine unbemannte Flugdrohne vom Typ Heron ihre Bahnen, vier Kilometer über dem Boden. Selbst aus dieser Entfernung liefert sie Bilder, die live und in Echtzeit analysiert werden. Mit rund eintausend Soldaten ist die deutsche Bundeswehr hier in Mali stationiert, sie arbeitet im Verbund mit vielen anderen Nationen in der UN-Mission „Minusma". Ihr Hauptauftrag: Informationen gewinnen und auswerten, um zum Bild der Lage beizutragen. Den aktiven Anti-Terror-Kampf betreibt die ehemalige Kolonialmacht Frankreich mit ihrer „Operation Barkhane".

„Unsere Mission ist eine Stabilisierungsmission", erläutert Christian

Rund eintausend Bundeswehrangehörige sind derzeit in Mali im Einsatz. Im Camp Castor und außerhalb haben sie mit bis zu fünfzig Grad Hitze und dem Wüstensand zu kämpfen, der in alle Fahrzeuge und Maschinen dringt.

Wilhelm, Oberstleutnant und Mitglied im Führungsstab des deutschen Kontingentes. „Es gibt also in dem Sinn keinen Gegner, gegen den wir operieren. Wir operieren für die ortsansässige Bevölkerung und versuchen, das wiederherzustellen, was durch die Abwesenheit des malischen Staates verloren gegangen ist: ein Gefühl von Sicherheit."

Seit genau fünf Jahren gilt der Friedensvertrag von Algier, der zumindest auf dem Papier die Kämpfe in Mali beendet hat, die 2012 in der Folge des Libyen-Krieges ausgebrochen waren. Tuareg

Christen und Muslime diskutieren über Krieg und Frieden im Kirchhof von Kayes. Gastgeber ist Jonas Dembélé, der Vorsitzende der katholischen Bischofskonferenz von Mali (unten).

forderten einen eigenen Staat namens Azawad, Islamisten kaperten die Revolte für sich und planten ein Kalifat. Doch diese Krise ist längst nicht mehr nur auf den Norden beschränkt. Sie hat das ganze Land erfasst. Das müsse man begreifen, wenn man eine Lösung finden wolle, sagt Jonas Dembélé, der Vorsitzende der katholischen Bischofskonferenz von Mali. Jonas Dembélé ist Bischof in der Stadt Kayes, die eigentlich weit entfernt vom umkämpften Norden liegt. Aber in Kayes zeigen sich viele Probleme des Landes ganz deutlich. Die Stadt lag einmal an der Bahnstrecke von Dakar im Senegal nach Bamako, der Hauptstadt von Mali. Doch die Bahnlinie liegt seit Jahren still.

„Es ist doch der Westen, der uns die Waffen verkauft."

Mitte der 2000er-Jahre wurde ein Flughafen gebaut, damit die fast neunhundert Kilometer nach Bamako im Flugzeug bewältigt werden konnten. Der Flugbetrieb wurde längst wieder eingestellt.

Das meiste Geld der Regierung fließe in den Kampf gegen Krieg und Terror, sagt Bischof Dembélé. An allen anderen Dingen – Gesundheitswesen, Wasserversorgung, Strom – werde gespart, und eine Region wie Kayes wird immer weiter abgehängt. Seit dem Ende der Militärherrschaft 1991 hat es praktisch kein komplettes Schuljahr in Mali gegeben. Meist traten die Lehrer in Streik, weil sie kein Gehalt mehr bekamen. Auf dem „Weltentwicklungsindex" nimmt Mali Platz 184 unter 189 Ländern ein.

Wachsende Ungeduld

Die Probleme des Landes sind vielfach bekannt, nur ihre Lösung ist umstritten. Eine Diskussion unter freiem Himmel zeigt das. Es ist der Kirchhof von Kayes, in dem Vertreter von Christen und Muslimen zusammenkommen. Das Land ist überwiegend muslimisch, Christen sind in der Minderheit. Es dauert nur wenige Minuten, bis die Sprache auf die Krise im Norden kommt. Schnell ist man sich einig: Die Religionen sind nicht die Ursache, auch wenn es gerne so dargestellt werde. „Es sind Kriminelle, die uns gegeneinander ausspielen wollen", sagt ein Vertreter der größten Moscheegemeinde der Stadt. Dann steht ein Repräsentant der Katholiken auf und sagt: „Woher kommen denn die Waffen? Es ist doch der Westen, der sie uns verkauft!" Gerade unter der jungen Bevölkerung wachse die Ungeduld, bestätigt Bischof Jonas Dembélé. Warum, so würden viele fragen, schaffen es die Europäer mit all ihren militärischen Gerätschaften nicht, die feindlichen Gruppen zu besiegen? Geht es am Ende doch um andere Dinge? Um strategischen Einfluss im Sahel, um die neu entdeckten Goldfelder in Nord-Mali, um Migrantenabwehr?

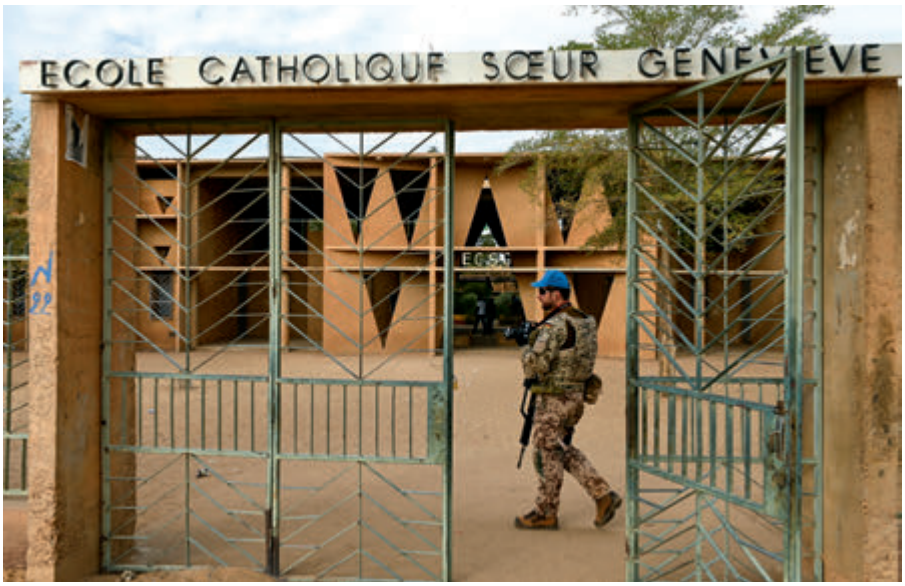
Vor diesem Hintergrund also hat sich die Bundesrepublik Deutschland 2013 auf die Mission Mali eingelassen. Hier im Camp Castor haben die Soldaten und Soldatinnen mit ihrer hochtechnisierten Ausrüstung mit bis zu fünfzig Grad Hitze und dem Wüstensand zu kämpfen, der in alle Fahrzeuge und Maschinen dringt.

Die beteiligten Nationen arbeiten zusammen, rumänische Piloten fliegen Rettungseinsätze per Helikopter, die Heron-Drohnen kommen aus Israel, Belgier und Deutsche werten die Luftbilder aus; von den Soldaten und Soldatinnen stammen viele aus Bayern.

In die nahe Stadt Gao kommt man nur mit gepanzerten Fahrzeugen und bewaffneter Begleitung. Gao liegt am Niger-Fluss und ist die wichtigste Stadt der Region, viel bedeutender als das in Europa so bekannte Timbuktu. Die Stadt wirkt gespenstisch, aber nicht ausgestorben: geschlossene Ladenzeilen, verlassene Häuser, vor denen die Menschen in Nomadenzelten campieren.

Wille zum Überleben

Und es gibt Orte, an denen die Hoffnung auf Frieden lebt. „Kommen Sie herein“, sagt David Douyon, einer von zwei Leitern der katholischen Schule von Gao, die in den 1950er-Jahren vom Orden der „Weißen Väter“ gegründet wurde. Der Unterricht hat wieder begonnen, nachdem die Schule in Kriegszeiten 2012/13 von Dschihadisten besetzt worden war. Sie benutzten das Gelände quasi als Kaserne für ihre Kämpfer. „Und sie haben viel zerstört“, sagt Schulleiter Douyon. Er zeigt die Schulaula – Stühle, Bänke, Computer, alles sei geraubt worden. Das Dach: zerstört. Während er spricht, probt eine Gruppe von Schülerinnen gerade einen Tanz für eine bevorstehende Schulaufführung. Es ist ein purer Wille zum Überleben, den diese Schülerinnen ausstrahlen. In der Corona-Krise musste die Schule kurzzeitig schließen. „Jetzt sind immerhin die Schüler zurück, die demnächst ihr Examen schreiben“, wird David Douyon einige Wochen nach diesem ersten Treffen berichten. „Der Krieg, der hier so lange präsent war, hat Gott sei Dank keine Narben geschlagen, die nicht wieder verheilen könnten“, sagt Oberstleutnant Wilhelm. Das klingt vielleicht optimistischer, als es die Lage eigentlich zulässt.



In der katholischen Schule von Gao hat der Unterricht wieder begonnen. Besuchen darf man sie aber auch nur mit bewaffnetem Begleitschutz.

Nicht weit von der Schule liegt die katholische Pfarrkirche von Gao. Der sandfarbene Bau im Sahel-Stil wurde vor kurzem renoviert, nachdem die Kirche bei einem Angriff beschädigt worden war. Eine kleine katholische Gemeinde hält das Glaubensleben aufrecht. Im Schutz der Kirchenmauern kann man ihre Sprecher treffen. Sie berichten davon, wie immer wieder verdächtige Gestalten um das Kirchengelände herumschleichen. „Wir wissen nicht, wer das ist und was sie vorhaben“, sagt Philippe Omoré, der ursprünglich aus Benin stammt. Einen Pfarrer gibt es im Moment nicht mehr – es wäre noch immer zu gefährlich, sagt die Kirchenleitung. Über ihre örtliche Caritas-Struktur betreibt die Kirche in Gao auch ein Haus für junge Migranten, die auf ihrem Weg durch die Wüste in Mali gestrandet sind. Besuchen lässt sich die Einrichtung nicht – die Sicherheitslage erlaubt es nicht.

Wie real ist die Gefahr? In der so genannten „Abendlage“ kommen die führenden Offiziere von „Camp Castor“ zusammen und tauschen Informationen aus. Die Einzelheiten müssen vertraulich bleiben, daher nur so viel: Es vergeht kein Tag in Mali, an dem nicht an irgendeinem Ort des Landes ein Angriff, ein Überfall oder eine Explosion geschieht. Das kann in einem Flüchtlingslager sein oder einfach auf der Straße, wenn ein Eselskarren über eine Sprengfalle fährt. Und immer wieder gibt es auch die Meldung, dass in der Hauptstadt größere Mengen Sprengstoff sichergestellt wurden. „Der Weg zum Frieden ist ein sehr langer“, sagt Oberstleutnant Wilhelm. Im Frühjahr 2020 wurde der deutsche Militäreinsatz ohne allzu breite öffentliche Diskussion verlängert. Zwei deutsche Todesopfer waren bisher zu beklagen. Auch wenn man von offizieller Seite diesen Vergleich nicht ziehen würde – mancherorts (etwa in einem Papier der Konrad-Adenauer- Stiftung) wird bereits diskutiert, ob aus Mali für die Bundeswehr ein „afrikanisches Afghanistan“ werden könnte.

Wird Mali für die Bundeswehr ein afrikanisches Afghanistan?

Kirchenleute wie Bischof Jonas Dembélé stehen bereit, wenn es um eine Rolle als Vermittler und Versöhner geht. „Der Staat wendet sich oft an die Religionsgemeinschaften. Ob Christen oder Muslime – religiöse Führungspersonen werden gehört und haben guten Kontakt zur Bevölkerung.“ Er zitiert ein Motto von Kardinal Philippe Ouédraogo aus dem Nachbarland Burkina Faso: „Der Frieden ist ein Geschenk Gottes. Aber er ist auch eine Frucht der harten Arbeit von uns Menschen.“

Man könne nicht alles nur in die Hände Gottes legen. „Wir müssen uns selber engagieren, damit sich die Menschen aus ihrer Misere befreien können.“ So hat denn auch der Militärputsch vom Sommer 2020 einen starken Rückenwind in der Bevölkerung erfahren. Aber auch wenn die Unzufriedenheit mit der alten Regierung groß war – dass ein gewählter Präsident gewaltsam abgesetzt wurde, sei ein Armutszeugnis für die Demokratie im Land, erklärte Bischof Jonas Dembélé kurz nach dem Umsturz: „Wegen Covid-19 und wegen des Staatsstreiches gehen wir nun durch eine Finanzkrise, deren Auswirkungen nicht einzuschätzen sind. Aber wir müssen lernen, damit zu leben.“

Vorsichtiger sein

Peter Remy, Pfarrer aus Alsfeld, zu Wolfgang Lünenbürger-Reidenbach „Hurra, wir haben keine Mehrheit mehr!“ (zz 5/2021):

Sehr kreativ, der Artikel von Wolfgang Lünenbürger-Reidenbach, der seinem Beruf als „Kreativitätschef“ einer PR-Agentur alle Ehre macht. Wie allerdings mit einer solch radikalen Dekonstruktion, der zufolge „jede:r Einzelne in jeder Situation, in der Regeln und Gemeinsamkeiten ausgehandelt werden, in der Minderheit ist“, ein „Staat zu machen“ ist, bleibt sein kreatives Geheimnis. Spätestens bei der bevorstehenden Bundestagswahl wird man sehen, ob des Sängers Loblied auf „die polykulturelle Minderheiten-Mehrheit“ so zukunftsweisend ist. Wer unterstellt, dass der Zerfall der Gesellschaft für „glühende Anhänger:innen des Neoliberalismus ein Fest ist“ (abwertende Fremdzuschreibung!), sollte mit seinem „Hurra“ auf schwindende Mehrheiten ein wenig vorsichtiger sein.
Peter Remy

Das Dass der Verkündigung

Manfred Kock, Präses i. R. aus Köln, zur Meldung „Theologieprofessor: ‚Sonntagspredigt verschlingt zu viele Ressourcen“ (zz 5/2021):

Einen gerechteren Umgang mit kirchlichen Ressourcen fordert Heinzpeter Hempelmann. Er kritisiert, dass Pfarrerinnen und Pfarrer zur Versorgung eines immer kleiner werdenden Teils der Kirchenmitglieder eingesetzt werden. Wenn nur zehn bis zwanzig Menschen in den Gottesdienst kämen, seien die Ordinierten nicht kostengerecht eingesetzt. Denn die Vorbereitung und Gestaltung des Gottesdienstes verlange oft bis zu einem Drittel der Arbeitszeit.
Das Nachdenken über sinnvollen Mitteleinsatz ist angesichts der schwindenden Steuereinnahmen nötig. Aber der Aufruf von Hempelmann verkennt den Auftrag der ordinierten Männer und Frauen. Zur Verkündigung des Evangeliums sind sie berufen. Das geschieht im seelsorglichen Einzelgespräch, in der Vorbereitung von Taufe/Trauung, in Gruppen, die biblische Texte und theologische Fragen diskutieren, in Trauerbegleitung von Angehörigen und Friedhofsgemeinden. Und auch in regelmäßigen Sonntagsgottesdiensten geschieht Verkündigung der biblischen Botschaft. Dabei geht es nicht um die Zahl der Teilnehmenden. Allein *dass* regelmäßig verkündigt wird, macht Sinn und ist nicht ungerecht gegenüber denen, die nicht dabei sind.
Der Aufwand zur Vorbereitung und zum Halten des Gottesdienstes wird von Hempelmann stark überschätzt. Er hätte nur recht in solchen Fällen, in denen die Ordinierten ohne spirituelle Nähe zur biblischen Botschaft leben. Gerhard Ebeling wies darauf hin, dass Martin Luther von Palmsonntag bis Mittwoch nach Ostern 1529, also in elf Tagen neben allem anderen 18 Predigten in Wittenberg gehalten hat. Wir Ordinierten heute sind nicht so vom Geist begabt wie Luther. Aber die Gewissheit, es mit Gottes Wort zu tun zu haben, bewahrt vor Müdigkeit. Denn der Dienst am Wort ist im Aufmerken und angestrengtem Studium aus dem Text der Heiligen Schrift entsprungen. Daraus wächst der Geist, der Lust macht zu predigen. Und: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“, hat Jesus versprochen.
Manfred Kock

Was das Predigen bringt

Christoph von Stieglitz, Pfarrer i.R. aus Gütersloh, zur Meldung „Theologieprofessor: Sonntagspredigt verschlingt zu viele Ressourcen“ (zz 5/2021):

Heinzpeter Hempelmann stellt fest: Mit der Predigtarbeit wird eine kleine Gruppe in der Kirche erreicht, die Gottesdienstgemeinde. Das ist ihm nicht Grund genug für den Aufwand. Ist aber der Dienst am Sonntag der einzige Grund für die viele Arbeit? Mir fallen gleich vier weitere ein: Wer predigt, beschäftigt sich mit Texten der Bibel. So bleibt er mit dem Grund seines Dienstes verbunden. Wer predigt, sucht danach, wie die biblische Botschaft für Menschen unserer Zeit wiedergegeben werden kann. So übt er sich in seiner Sprache, dem wichtigsten Werkzeug seines Dienstes. Wer predigt, kommt, bewegt von den vielfältigen Aufgaben, die ihn in der Woche beschäftigen, in das Gespräch mit dem Evangelium. So findet er Ruhe und kann sich sammeln. Wer predigt, findet in eine geistliche Schwingung hinein. Sie trägt ihn in seinem gesamten Dienst. Ob es um ein Wort geht, das einer Besprechung einen geistlichen Anstoß gibt, ob es um das Gedenken an das Leben eines Menschen geht oder um eine der vielen anderen Aufgaben, er ist vorbereitet.
Christoph von Stieglitz

Dienstlich und privat

Dr. Eberhard Winkler aus Petersberg zu Ronja Hallemann „Ganz neue Perspektiven“ (zz 6/2021):

Die Pastorin im Probedienst Ronja Hallemann berichtet in *zeitzeichen 6/2021*, sie lebe mit ihrem Lebensgefährten, drei Kindern und einigen Haustieren zusammen. Nach dem Pfarrdienstgesetz der EKD § 39 (1) gilt für Pfarrerinnen und Pfarrer, dass ihre „Lebensführung im familiären Zusammenleben und in ihrer Ehe an die Verpflichtungen aus der Ordination (§ 3 Absatz 2) gebunden“ ist. Dass die Lebensführung sich auf den Dienst auswirkt und daher im Pfarrberuf dienstliches und privates Leben zwar zu unterscheiden, nicht aber strikt zu trennen sind, gehört zu den Wesenszügen der Profession, die sich nicht durch postmoderne Beliebigkeit aufheben lassen. Als ein seit 1961 verheirateter, 1965 ordinierter Mann frage ich, ob unsere Kirche das Konkubinat als Lebensform von Pfarrerinnen und Pfarrern akzeptieren und damit zur weiteren Schwächung der Institution Ehe beitragen will. Angesichts zunehmenden Pfarrermangels werden viele Gemeinden froh sein, wenn ihre Pfarrstelle überhaupt besetzt wird, ohne nach der Lebensform der Pfarrperson zu fragen. Manche mögen die Beliebigkeit

der Lebensführung als Ausdruck von Zeitgemäßheit positiv beurteilen, zumal wenn sie dadurch ihre eigene Praxis bestätigt sehen. Der frühere Vorsitzende des Rates der EKD und Professor für Neues Testament, Eduard Lohse, publizierte 1985 eine *Kleine evangelische Pastoralethik*. Für Lohse ergab sich die Orientierung aus dem Neuen Testament und dem evangelischen Eheverständnis, das für alle Christenmenschen gilt. Theologie und Kirche bleiben an ihre normativen Grundlagen auch in einer veränderten gesellschaftlichen Situation gebunden. Die Ehe ist ein Bewährungsfeld des Glaubens, das nicht zugunsten vermeintlicher Autonomie geschwächt werden darf.
Eberhard Winkler

Seele benutzt Gehirn

Manfred Reichelt aus Havelberg zu Thomas Brückner „Gleiches Etikett, anderer Inhalt" (zz 5/21):

Wenn sich auch die Tätigkeiten der Seele neuronal aufzeigen lassen, so heißt das nicht, dass Emotionen oder das Denken durch Gehirnprozesse erzeugt werden. Da erweckt der Beitrag ein falsches Bild. Die unsterbliche Seele benutzt, solange sie verkörpert ist, das Gehirn. Es ist also Werkzeug der Seele und nicht Ursprung derselben, auch nicht ihrer Funktionen.
Manfred Reichelt

EKD-Christsein aufgeben?

Dr. Klaus Thimm aus Bonn zu Karlheinz Weißmann „Irrtümer und Verzeichnungen" (zz 5/2021):

Dass Beiträge wie dieser überhaupt abgedruckt werden, das hat mich zu einem begeisterten Leser von *zeitzeichen* werden lassen. Sehr zu Recht schreibt Karlheinz Weißmann, dass in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik das Spektrum der EKD von Rechts bis Links reichte und andere Meinungen quer durch die Kirche hindurch respektiert wurden. Dass evangelische Christen sich zunehmend vor die Frage gestellt sehen, entweder ihr EKD-Christsein ganz aufzugeben, in einer Freikirche ein neues Christsein zu starten oder sich in eine einen christlichen Schein wahrende innere Emigration abzusetzen, das scheint die Führung der EKD nicht weiter zu beunruhigen. Denn deren Zukunftsaspekte gehen doch eher in Richtung eines Gesundschrumpfens oder gar eines Synkretismus. Eine politisch links und moralisierend agierend ausgerichtete Kirche wird zunehmend auf Alimentierung durch den Staat angewiesen sein. Die Auseinandersetzung von Weißmann und Claussen ist insoweit richtungweisend, als sie einen der geistigen Grabenbrüche dieser Republik aufzeigt. Mit dem Potenzial, die volkskirchliche Funktionalität der EKD zu destabilisieren. Und deswegen ist es wichtig, zur Sprache zu bringen, was in solchen Kontroversen an Dynamik und Dynamit steckt.
Klaus Thimm

Vorsicht beim Händeschütteln

Lothar Weiß aus Northeim zu Karlheinz Weißmann „Irrtümer und Verzeichnungen" (zz 5/2021):

Karlheinz Weißmann versteckt sich in seinem Beitrag zunächst hinter einem Schutzwall von zum Teil bedeutenden Philosophen und Theologen, um von dort aus – taktisch nicht ungeschickt – seinen Kampf gegen liberale Tendenzen in Kirche und Gesellschaft zu führen. Wes Geistes Kind er wirklich ist, enthüllt er dann selber am Ende seiner Rechtfertigungsschrift, wenn er die Unterstützer von Befreiungsbewegungen als vaterlandslos abkanzelt und Engagement für Leidende in der Dritten Welt als falsches Schuldbewusstsein interpretiert. Eintreten für gerechte Lebensverhältnisse, für eine grüne, bunte und multikulturelle Welt gehen ihm einen Schritt zu weit. Verständnis bringt er dagegen auf für die Befürworter:innen von Judenmission und Lebensschützer, für die Gegner:innen von Frauenordination und Homosexualität und – so zu sagen als Chefideologe – für die zerstörerischen Belange der AfD. Also: Vorsicht, Johann Hinrich Claussen, beim Händeschütteln mit Karlheinz Weißmann!
Lothar Weiß

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.

Leserbriefe@zeitzeichen.net

Manches muss erscheinen

Stefan Tischner aus Eisenach zu Karlheinz Weißmann „Irrtümer und Verzeichnungen" (zz 5/2021):

Der Leserbrief von Gerd Schwieger (zz 6/2020) fragt, ob die Artikel von Karlheinz Weißmann und Benjamin Hasselhorn wirklich erscheinen mussten. Ja, und zwar aus zwei Gründen. Erstens gebietet es die Fairness, auch schwer verdauliche Verteidigungen und Gegendarstellungen zuzulassen. Denn es gibt sehr wohl Tendenzen, unbequeme oder falsche Ansichten mit moralischen Argumenten zu unterdrücken, anstatt sie mit sachlichen zu widerlegen, was letztlich nur denen Vorschub leistet, die mit „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen" und wirklich unsäglichen Behauptungen um die Ecke kommen. Schwieger schreibt selbst, dass die Möglichkeit der Gegenrede die Behauptung, Ansichten wie die von Karlheinz Weißmann dürften nicht mehr geäußert werden, ad absurdum führt. Zweitens verhindert es die Bildung von Filterblasen auch im analogen Bereich. Als ich diesen Begriff zum ersten Mal hörte, fiel mir sofort ein konservativ-christliches Nachrichtenmagazin ein, dessen Leser sich schon zwei Jahrzehnte früher ganz offensichtlich in einer Filterblase bewegten.
Stefan Tischner

Lebensvolle Fülle

Paul von Nevels neues Juwel

En Albion: **Polyphonie in England 1300–1400.** Huelgas-Ensemble, Leitung: Paul van Nevel, Sony-CD 88985455212.

Es ist schon länger her, dass ich bei einer Kanalüberfahrt des majestätischen Anblicks der weißen Felsen von Dover teilhaftig wurde. Great! Und ich trete den Landstrichen Französisch Flanderns rund um Calais nicht zu nahe, wenn ich konstatiere, dass dieselben wohl zu den optisch wenig liebreizenderen Weltgegenden gehören. *What a pity*, denn so erscheint der Kontrast Kontinentaleuropas zu der betörend schönen Landschaft Südenglands, die sich mit den Felsen von Dover andeutet und in den lieblichen Weiten Kents fortsetzt, noch größer. Diese wunderbare Landschaft taucht vor meinem inneren Auge auf, wenn ich die neuste Produktion Paul van Nevels und seines Huelgas-Ensembles mit englischer Musik des späten Mittelalters höre: wundersame Klänge, abwechslungsreichste Melismen und leere Quinten, die betören – einfach great!

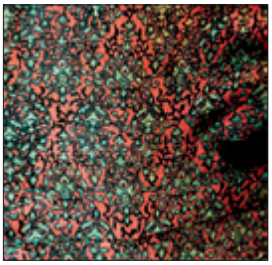
Das Huelgas-Ensemble ist benannt nach dem Kloster *Santa María la Real de Las Huelgas* in Nordspanien, wo Paul van Nevel als junger Musikwissenschaftler 1970 die ersten Partituren mittelalterlicher Musik studierte. Heute ist Van Nevel der weltweit führende Spezialist für die delikate Musik des Spätmittelalters und der Frührenaissance – jener Zeit vor der europäischen Musikwende um 1600, nach der dann „Dur" und „Moll" eindeutig von den Klängen Besitz ergriffen. Auf der neusten CD *En Albion – Polyphonie in England* vermessen die „Huelgasse" ein Jahrhundert britischer Musik, das, was die Komponisten angeht, im Dunkel liegt, „all pieces are anonymous" kündet die Rückseite des Covers lapidar. Aber was muss es für eine tolle Zeit gewesen sein, damals, als der Hundertjährige Krieg tobte und es natürlich Austausch gab mit dem Festland, mit den großen Meistern in Paris, zum Beispiel Perotin und Co. – wobei die anonym gebliebenen englischen Komponisten teilweise damals schon viel kühner komponierten als auf dem Kontinent.

Zu jedem der 13 Stücke, von der Ostersequenz „Victime paschali laudes" über die berückende Totenklage „Absolon fili mi" bis zum burlesken Weihnachtsschlager „Nova! Nova! Ave fit ex Eva!", lohnte es sich, ausführliche Lobeshymnen zu verfassen, aber am besten hilft, sie immer wieder zu hören – rauf und runter. Denn an einer großen Qualität, die Van Nevel, der in diesem Jahr 75 Jahre alt wurde, und die Seinen besonders auszeichnet, kann man sich kaum satthören: Es ist die lebensvolle Fülle des Klanges, denn Paul und Co. sind seit jeher jeder freudlosen Aseptik abhold, jener schmalbrüstigen Klangödnis, derer sich manch andere Interpreten sehr früher Musik auch heute noch meinen befleißigen zu müssen. Nein, beim Huelgas-Ensemble lebt und pulst alles mittels überragender Gesangstechnik und traumwandlerischer Gestaltungskraft. Irgendwann kommt man davon kaum noch los – probieren Sie's aus!

REINHARD MAWICK

Mitunter

jaimie branch: FLY or DIE LIVE



jaimie branch: **FLY or DIE LIVE.** International Anthem/Indigo 2021.

Dass Paare eingespielt sind, bleibt nicht aus, der Weg zur Beratung just deshalb mitunter auch nicht. Eine bürgerliche Kippfigur, der die *ZEIT* verlässlich Raum gibt und Anklang damit findet, da sie offenbar verbreitet ist. In ein anderes Buch des Blattes gehört das Quartett *FLY or DIE* um Leaderin jaimie branch, das aber souverän diesseits von Gewöhnung agiert. Es ist atemberaubend eingespielt: Die 38-Jährige an der Trompete, Lester St. Louis (Cello), Jason Ajemian (Bass) und der auch als Drummer des Chicago Underground Trio bekannte Chad Taylor an der Mbira, dem die Ahnen rufenden subsaharischen Lamellophon, und eben am Schlagzeug.

Dieses Kollektiv von Improvisateuren ist seit 2016 zusammen. branch haftet ein Punkrock-Etikett an, was sie als Haltung auch gern gelten lässt, aber als Hinweis auf Energie und Offenheit verstanden wissen will. *FLY or DIE* ist programmatisch gemeint und biographisch vergewissert: Sie hing lange an der Nadel und weiß, was sie hinter sich hat. In ihr Spiel integriert sie alles, was zu ihrem Sound und der Idee davon passt, dass nämlich die Revolution, der Aufstand gefälligst tanzbar zu sein haben. Das reicht von karibischen Rhythmen und knackig marschierenden Rimshots über Afrika-Beats und Free-Noise bis zu folkigem Singalong mit wuchtigen Ausbrüchen. Kurzum, es ist verheißungsvoll.

Jetzt der Reihe nach: Bis unmittelbar vor dem Corona-Lockdown Anfang 2020 tourten sie in Europa. Dann kam der bedrückende Stillstand und irgendwann die Aufnahme aus dem Moods in Zürich, dem einzigen vereinbarten Tourmittschnitt. branch wollte lange nicht mal hineinhören, Enttäuschungen gab es gerade genug, dann tat sie es doch und findet nun: „Das Beste, was wir jemals gespielt haben." Mit *FLY or DIE LIVE* liegt es jetzt vor. Einen Nostalgiebedarf von Tourbesuchern stillt es keineswegs, sondern ist vielmehr selbst ein Ereignis, dem man sich überlassen kann. Taylor eröffnet perlend mit der Mbira, branch kommt weich mit der Trompete dazu. Der Ritualraum ist betreten, dann springt die Maschine an: Mit dem 14-minütigen *Prayer for Amerikkka* – einer der besten politischen Songs der Trump-Ära, findet Piotr Orlov – geht die Reise ab: branch bläst zur Attacke oder schrille Wuttöne, die Band grooved, explodiert, reißt dann wieder in stabiles Wiegen, Armewehen, Steppen.

Die Botschaft ist Haltung: So fucked up die Welt auch ist, das Tanzen lassen wir uns nicht nehmen, erkunden aber ebenfalls Verstörendes. Diese Haltung trägt, auch im folgenden *Lesterlude*, einer elektroclusterartigen Cello-Vollbremsung. Die Wechsel sind enorm, aber organisch. *FLY or DIE LIVE* ist eine Experience, wie man früher so sagte. 19 Stücke in einem Set. Fokussiert, zerfließend, dynamisch, intensiv. Lebendig.

UDO FEIST

Sehnsuchts-Sound

Hölderlin und die Harmonie

Friedrich Hölderlin: **Hyperion oder der Eremit in Griechenland.** Der Audio Verlag, Berlin 2020.

Ja, was hat uns der Mann noch zu sagen? Das werden manche fragen angesichts hochgespannter Sprache und Weltsicht. Die Handlung dieses Briefromans (die Briefe gehen an den deutschen Freund Bellarmin) ist wenig bewegt: Zwar stürzt sich der Grieche Hyperion in den Freiheitskampf seiner Landsleute gegen die Türken, zwar findet er einen Guru (der das Land verlässt), einen Kampfgefährten und idealischen Herzensfreund (der flieht), und schließlich die Frau seines Lebens, Diotima, auch sie zeitweise Briefpartnerin (sogar ihre Antworten werden zitiert, Doris Wolters liest sie). Ihr ist kein langes Leben beschieden, Hyperion wird zum Eremiten. Aber den Freiheitskrieger nimmt man Hyperion (und Hyperion, das ist Hölderlin) ohnehin nicht so recht ab, mag er auch von blutigen Kämpfen berichten. Ihm, dem zutiefst Harmoniebedürftigen, schwebt eine Menschheit vor, die sich in hochsinniger Harmonie findet, jenen griechischen Göttern nacheifernd, die sich Hölderlin als zurückgekehrt in ihren Götterhimmel erträumt.

Hölderlin, Jugendfreund Hegels und Schellings, rang mit der zeitgeistigen Dominanz der Philosophie, doch für ihn machte nur Philosophie plus Schönheit wahre Menschlichkeit aus – also plus Kunst, Ästhetik, Humanität, Weltfrieden, kurz, dem Streben nach Höherem. Doch mit siebenundzwanzig war er als wahnsinnig abgeschrieben.

Was er uns zu sagen hat? Diese Frage begleitete ihn von Anfang an. Erst posthum wurde er verehrt, mehr noch als für seinen Roman für seine Gedichte, die auf dunkle Weise an ewige Menschheitssehnsüchte rühren.

Jens Harzer liest den Text unter Vermeidung jeden Aufschwungs in rhetorisches Pathos. Wohltuend.

HELMUT KREMERS

Geschichte aller

Über das Gehen

Rebecca Solnit: **Wanderlust.** Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2020, 379 Seiten, Euro 19,99.

Die Erinnerung hat sich fest ins Gedächtnis eingebrannt. Denn der heimische US-Amerikaner erkannte die Touristen sofort: zwei Westeuropäer im Urlaub in den Südstaaten, die als einsame Gestalten außerhalb der Innenstadt die Umgebung zu Fuß zu erkunden suchten. In den USA heißt es: „Entweder sie können sich kein Auto leisten oder sie kommen aus Europa." Aber das erfuhr die Urlauberin erst später. Eine Entdeckung beim Gehen ist die US-Amerikanerin und Kulturhistorikerin Rebecca Solnit, die selbst unermüdlich zu Fuß geht und spaziert, wie der Lesende ihrer fulminanten Geschichte des Gehens unter dem Titel *Wanderlust* erfährt.

Schon vor zwanzig Jahren im englischen Original erschienen, liegt ihr kulturhistorisches Werk nun auf Deutsch vor. Und es hat nichts an Aktualität eingebüßt. Solnit nimmt ihre Leserschaft mit auf ihren Streifzug vornehmlich durch ihre kalifornische Heimat, durch den Joshua-Tree-Nationalpark, den von Yosemite oder durch Las Vegas und San Francisco, die Stadt, die den Ruf genießt, die europäischste der amerikanischen Städte zu sein. Die Schriftstellerin und begnadete Essaystin hält sich draußen im öffentlichen Raum auf. Sie weiß, dass in vielen neuen Städten öffentlicher Raum schon gar nicht mehr vorgesehen ist, Straßen keine Gehwege mehr haben und Städte designt sind für ihre motorisierten Bewohner. Und dass heutzutage „viele Menschen in einer Aneinanderreihung getrennter Innenräume leben – Zuhause, Auto, Fitnessstudio, Büro, Geschäfte".

„Die Geschichte des Gehens ist eine Laiengeschichte, so wie Gehen eine Laienhandlung ist", schreibt Rebecca Solnit. Und sie beginnt mit den Philosophen, den philosophischen Schriftstellern wie Jean-Jacques Rousseau oder Søren Kierkegaard, mit Paläontologen und Anthropologen. Schließlich bringt die Rhythmik des Gehens eine Art Denkrhythmus hervor: Es entsteht eine „sonderbare Übereinstimmung zwischen innerer und äußerer Bewegung". Wie Menschen zu Zweibeinern wurden, über anatomische und funktionale Details und den aufrechten Gang klärt sie mit einem Blick in die Evolutionsgeschichte und mit einem Exkurs in die Bipedie auf, die Zweifüßigkeit.

Was hat Solnit bewogen, eine Geschichte des Gehens zu verfassen? Es waren Atomwaffen, die sie das erste Mal mit dem Thema in Berührung brachten. In den 1980er-Jahren nahm sie an Demonstrationen am Nevada-Testgelände teil, wo die USA seit 1951 Atombomben zündeten. Solnit betont, dass diese Demonstrationen Formen des Spaziergangs annahmen. Ihr Buch, geteilt in 17 Kapitel, hält Seite für Seite die Höhe, zieht den Lesenden in seinen Bann und reißt ihn mit. Es besticht durch seine Klugheit und Gelehrsamkeit, seine Assoziationsketten und durch seinen lesbaren Stil, genauer: durch seine lustvolle Prosa.

Eine der Grundformen des Gehens, das Pilgern, nimmt sie in ihrem vierten Kapitel in Augenschein und nennt es „Gehen auf der Suche nach etwas Ungreifbarem". Auf dem Santuario de Chimayo, einer berühmten amerikanischen Pilgerstätte im Norden von New Mexico, verknüpft sie virtuos eigene Erlebnisse und Erfahrungen mit denen von Regisseuren oder Schriftstellern wie Werner Herzog oder Lew Nikolajewitsch Tolstoi. Ein anderes Mal beschreibt sie die Erfindung des Landschaftstourismus von Karl Philipp Moritz über Jane Austen und die britischen Schriftsteller William Wordsworth und Thomas Harding.

Dass das Wandern und Gehen sowohl physische und geistige Freiheit in diesen Zeiten verband, deuten viele Schriftstellerinnen an. „Für die Autorin und ihre Leserinnen … drücken diese einsamen Wanderungen die Unabhängigkeit aus, die die Heldin buchstäblich aus der gesellschaftlichen Sphäre der Häuser … hinausträgt, in eine größere, abgeschiedenere Welt, in der sie ihren Gedanken freien Lauf lassen kann", formuliert Solnit über Jane Austens *Stolz und Vorurteil*. Gehen ist auch eine Emanzipationsgeschichte.

Ob einsame Spaziergänger, Frauen im öffentlichen Raum, Wandervereine – Rebecca Solnit geht von einem zum anderen, auch über Zeiten, immer elegant und tiefgründig.
KATHRIN JÜTTE

Schwurbelfrei

Zukunft des Gottesdienstes

Thomas Hirsch-Hüffell: **Die Zukunft des Gottesdienstes beginnt jetzt.** Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2020, 300 Seiten, Euro 27,99.

Dieses Buch wirkt mindestens so erfahrungshungrig wie -gesättigt. Denn der Autor Thomas Hirsch-Hüffell hat mehr als zwanzig Jahre eines der ersten landeskirchlichen Gottesdienstinstitute geleitet, dasjenige der Nordkirche in Hamburg. Hirsch-Hüffell und seine Kolleginnen haben Pfarrkonvente und Vikarskurse mit Chancen und Klippen liturgischer Präsenz vertraut gemacht, dankenswerterweise auch über die eigene Landeskirche hinaus. Ebenso wurden Gemeinden vor Ort in ihren eigenen Räumen im Blick auf Gottesdienste beraten und ermutigt.

Dabei hat den evangelischen Theologen die Sehnsucht nach Gottes Glanz im Angesicht von Menschen angetrieben und auch jetzt nicht verlassen – das ist dem Buch abzuspüren. Wer es studiert, findet vielfach erprobte alte und neuere Schätze zum Gottesdienst. Jedoch alle von ihnen ziehen Fragen und Ausblicke nach sich, Stehenbleiben ist nicht hilfreich. Denn am Gottesdienst zu arbeiten, heißt Ausprobieren, dabei Wege und Irrwege einschlagen, reflektieren und dann üben, üben, üben: langer Atem, ohne langatmig zu werden. Gottesdienste sind nach wie vor jeder Mühe wert, aber sie verändern sich. An etlichen Stellen wird Kritik am – gleichwohl geliebten – „Bollwerk" Hauptgottesdienst am Sonntag um zehn Uhr geübt. Denn er bindet viele Kräfte und verhindert so viele gottesdienstliche Ereignisse in alltäglichen, kleineren Formen. Davon bietet das Buch eine Fülle von Beispielen, so für „Kirche aus dem Häuschen" jenseits des klassischen Freiluftgottesdienstes: Predigt vor dem Supermarkt, Taufe am Strand, gerne in Zusammenarbeit mit kommunalen Partnern. Heute sind Kirche und Glaube begründungspflichtig, früher war es umgekehrt. Das hat Hirsch-Hüffell am eigenen Leibe erfahren, denn er ist ohne kirchliche Riten aufgewachsen. Doch er hat sich bewahrt, Sakrosanktes mit nüchternem Abstand in den Blick zu nehmen. Aber gleichzeitig eine tätige Liebe zu liturgisch gebundenen Formen zu pflegen. Denn bei allem gottesdienstlichen Feiern möge zum Ausdruck kommen: „[Das] wirklich ist, was es sagt, dass es sei." Gottesdienste können nicht informativ behauptend gefeiert werden, sondern nur performativ vollziehend. Dabei geht kaum etwas allein und schon gar nichts ohne Ehrenamtliche. Der Gottesdienst geht über in die Hände vieler. Im ersten Teil „Wie geht es dem Gottesdienst allgemein?" zeichnet der Autor Neuentwicklungen der vergangenen Jahrzehnte nach, markiert Gottesdienstlandschaften und Erfahrungen mit Körperlichem, Räumlichem und verschiedenen Sinnen im Gottesdienst.

Im folgenden „Gottesdienst im Detail" geht er an den Stationen entlang und bietet ein Füllhorn an Gestaltungsvariationen dar. Es finden sich Tipps zur Zelebration von Psalmen und welche für präsentes Predigen. Verschiedene Austeilungswege von Brot und Kelch beim Abendmahl sind skizziert, teils mit konkreten Positionszeichnungen und knapp gehaltenen Regeln. Hinweise zu verschiedenen Orten von Stille im Gottesdienst sind konkret formuliert und – hilfreich – Hinweise zum Ge- und Misslingen erörtert. Alles in präziser, dabei oft lakonisch-poetischer Sprache – stets schwurbelfrei. Teil drei nimmt alte und neue Kasualien in säkularer Zeit in den Blick, darin besonders eindrucksvoll: Beichte als Selbstbefragung und eine Themensammlung für Lebenspredigten anlässlich von Bestattungen. Der vierte Teil „Arbeit an der Zukunft des Gottesdienstes" markiert Unbewährtes, noch zu wenig Erprobtes. So den Mut zur Lücke in der Fläche: An einem Sonntag mal mit allen Pastores der Region gemeinsam Gottesdienst feiern und erfahren, dass er so alle für ihre anderen Dienste stärken kann. Auch vermeintlich bewährte Zweite-Programm-Gottesdienste setzen Staub an und sind nur noch begrenzt attraktiv. So heißt es immer – weiterziehen. Am Schluss steht ein großer Doppelpunkt: eine Internetadresse mit Zugangscode für alle, die hungriger geworden sind bei der Lektüre des Buches auf Methoden, wie Gottesdienst gelernt, geübt und fortentwickelt werden kann. Ein Vermächtnis mit Blick nach vorn, auch wenn zur Abfassungszeit des Buches die pandemiebedingten Onlineformate noch nicht so prominent im Blick sein konnten. Es befördert die Lust, die Zukunft des Gottesdienstes am Ort sofort zu beginnen. Ein Stück wirklich praktische Theologie im besten Sinne.
GUDRUN MAWICK

Fein komponiert

Kirchengeschichte und Karl Holl

Heinrich Assel (Hg.): **Karl Holl.** Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2021, 499 Seiten, Euro 89,–.

Es gibt solche Sammelbände und solche. Die einen binden achtlos disparate Aufsätze zu einem gerade angesagten Thema zusammen – im Irrglauben, dass so etwas „Buch" genannt werden dürfte. Die anderen aber widmen sich einem Thema, das wirklich interessant, zugleich aber zu vielschichtig ist, als dass ein einzelner Autor ihm gerecht werden könnte. So ist es bei diesem bewundernswürdigen Band über Karl Holl.

Holl (1866 – 1926) war wohl der bedeutendste evangelische Kirchenhistoriker des 20. Jahrhunderts: von furchteinflößender Gelehrsamkeit und theologischem Tiefsinn, positionell und politisch nicht

Stille

Klaus Berger: Schweigen. Eine Theologie der Stille. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2021, 200 Seiten, Euro 22,–.

Schweigen ist eine Art von Kommunikation, so Klaus Berger. „Denn die Qualität des Redens ist offenbar abhängig vom Maß, von der Art des vorangehenden Schweigens." Das ließe sich verlautbarungsstarken deutschen Bischöfen zurufen. Doch eine Generalkritik des Autors (gest. 2020) ist es nicht. Er geht der „Heimat der Stille" nach, seelsorgerlich wie liturgisch. Berger – mit seiner Frau Christiane Nord hat er das Neue Testament (1999) in kaum einholbarer Wortkraft übersetzt – leuchtet das schweigende Geheimnis Gottes aus. Sein letzter Satz: „Und schweigen muss ich schon selber."

Zwiespältige Figur

Nora Andrea Schulze: Hans Meiser. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2021, 635 Seiten, Euro 79,99.

Wer dieses Buch liest, begreift, warum deutsche Protestanten die Demokratie ablehnten und zur Judenverfolgung der Nazis schwiegen. Hans Meiser, ab 1933 bayerischer Landesbischof, hatte der Weimarer Republik einen „Bolschewismus des Liebeslebens" vorgeworfen. Und die „Judenfrage" wollte er durch Missionierung „lösen", während die Nazis auf Vertreibung und Mord setzten. Meiser war kein Nazi. Gegen das NS-Regime verteidigte er die Selbstständigkeit seiner Kirche, protestierte aber nicht gegen die Verfolgung der Juden. 1945 unterschrieb der Bischof das Stuttgarter Schuldbekenntnis, setzte sich aber wie andere Kirchenmänner für NS-Verbrecher ein.

Unterwegs

Tomas Espedal: Gehen oder die Kunst, ein wildes und poetisches Leben zu führen. Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2020, Seiten Euro 10,–.

Als Taschenbuchausgabe liegt nun der Roman des norwegischen Schriftstellers Tomas Espedal vor. Der Erzähler macht sich zu Fuß auf den Weg, der ihn zu sich selbst führen soll. Mit im Gepäck viele Geistesgrößen wie Rousseau, Heidegger, Rilke, Dylan Thomas und eine Depression. Was passiert, wenn der Mensch ganz auf sich zurückgeworfen ist? Darüber gibt dieses Reisebuch reflexiv und autobiografisch Auskunft.

eindeutig zuzuordnen, zudem eine beeindruckende, aber nicht eben einfache Persönlichkeit. Man kann sagen, dass mit ihm die moderne Luther-Forschung begonnen hat. Aber auch für die Geschichte der Alten Kirche hat er die Grundlagen mitgeschaffen, und sein ökumenischer Sinn war so weit, dass er auch Substanzielles zur Geschichte des östlichen Christentums verfasste. Dabei verband er, was sonst selten zusammenfindet, nämlich die Bereitschaft, in entsagungsvoller Kleinarbeit die editorischen und archivalischen Vorarbeiten zu leisten, sowie die Fähigkeit, das nun zuverlässig zubereitete Quellenmaterial einer Deutung zu unterziehen, die der eigenen Gegenwart zu denken gibt.

Man kann dies in den drei Bänden seiner Aufsätze und Vorträge zur Kirchengeschichte, die immer noch in jedes gute theologische Haus gehören, nachvollziehen. Besonders beeindruckend ist seine Luther-Deutung, weil sie zum einen minutiös die Grundzüge seiner Theologie analysiert und zum anderen Luther – mit Søren Kierkegaard gelesen – kritisch gegen das bürgerliche Zeitalter in Stellung bringt. Natürlich kann man heute fragen, ob sein Gewissensbegriff, der das Zentrum seines Religionsverständnisses und damit seiner Lutherdeutung bildet, nicht allzu aufgeladen ist. Aber das nimmt dieser „Krisentheologie mit Luther" nichts von ihrer Faszination.

Der Greifswalder Systematische Theologe Heinrich Assel hat nun einen fein komponierten Band zusammengestellt. Ausführlich stellt er die Biografie dieses irgendwie Heimatlosen vor, der zur Kirche Distanz hielt und in der Wissenschaft seine Berufung fand, aber nicht sein Glück. Mehrere Aufsätze widmen sich seinen Arbeiten zur Patristik und verschiedenen Aspekten seiner Lutherdeutung. Um Holl als Menschen, als intellektuelle Person, näherzukommen, untersucht Christian Nottmeier seine Beziehung zu Adolf von Harnack und Alf Christophersen sein Verhältnis zu Ernst Troeltsch. Diese Konstellationen sind überaus sprechend. Der qualitäts- und verantwortungsbewusste Harnack förderte seinen Schüler nach Kräften. Große Vorhaben gelangen ihnen gemeinsam. Aber sie waren zu verschieden, so dass sie einander am Ende fremd werden mussten. Neben wachsenden politischen Unterschieden trennte die beiden auch ihr Naturell. So stieß sich Harnack an Holls Unfähigkeit, irgendetwas im Leben leichtzunehmen. Der fast gleich alte Ernst Troeltsch muss Holl häufig gehörig auf die Nerven gegangen sein. Denn mit den Quellen nahm dieser es im Flug seiner Gedanken nicht so genau. Dennoch entspann sich zwischen beiden ein interessanter Austausch.

Schade ist nur, dass dieser Band Holls Schüler kaum berücksichtigt. Denn an ihnen, zum Beispiel Paul Althaus oder Emanuel Hirsch, ließe sich zeigen, wie aus einer nonkonform-„konservativen" Grundeinstellung im und nach dem Ersten Weltkrieg ein rabiater Nationalismus und bitterer Antiliberalismus werden konnte. Aber wäre dies nicht einen Folgeband wert?

JOHANN HINRICH CLAUSSEN

Sorgfältig

Pandemie gestern und heute

Volker Reinhardt: **Die Macht der Seuche.** C. H. Beck Verlag, München 2021, 256 Seiten, Euro 24,–.

Wird sich die Welt durch die Corona-Pandemie verändern? Eine Antwort lässt sich geben, wenn man mit Volker Reinhardt zurückblickt. Der führende Italien-Historiker der Universität Fribourg legt eine Studie zur Großen Pest des 14. Jahrhunderts vor. Er zeigt mittels zeitgenössischer Pestberichte gesellschaftliche Veränderungen auf, die bedeutsam gewesen sind. Außerdem zieht Reinhardt Parallelen zur gegenwärtigen Situation.

Damals wie heute würden sich während der Pandemie kollektive und individuelle Verhaltensweisen wandeln. Im Zeichen der Angst werde „die Ratio als Gradmesser

des Handelns weitgehend verdrängt“, so Reinhardts Analyse. Außerdem hätten beide Pandemien Auswirkungen auf die Kommunikation und das Sozialgefüge. Eine Atmosphäre des Misstrauens käme in pandemischen Zeiten auf, gekennzeichnet von ungehemmter „Lust an der Denunziation, heftiges Wuchern von Feindbildern, das Aufkommen abstruser Verschwörungstheorien“. Reinhardt verdeutlicht aber auch die Belastungsprobe für Politik und Akteure. Er arbeitet schließlich die allgemeine Erwartungshaltung heraus, dass nach dem Ende der Pandemie alles besser werden würde.

Doch diese Erwartung habe sich im Mittelalter nicht erfüllt, belegt Reinhardt anhand des Materials aus Italien, Avignon und deutschen Städten. Auch lasse sich weder quantitativ bemessen noch flächendeckend feststellen, dass die existentielle Krise zu einer vertieften Frömmigkeit geführt habe (*memento mori*). Es könne auch nicht davon gesprochen werden, dass sich hedonistische Tendenzen (*carpe diem*) in Folge der Pest durchgesetzt haben. Einzelbelege, die Reinhardt dazu anführt, widersprechen dieser Gesamteinschätzung nicht.

Die Pandemie des Mittelalters habe jedoch zu einer gewissen Distanz zur Kirche und ihrer Hierarchie beigetragen. „Die Kirche hatte keine allgemein befriedigende Deutung der Katastrophe zu bieten und wurde durch ihr Auftreten im Verlauf der Pest insgesamt entzaubert.“ Zugleich könne aber von einer Zunahme individueller Frömmigkeit gesprochen werden. Reinhardt stellt mit Blick auf das Mittelalter fest: „Im Augenblick der höchsten Not konnte die Lehre also lauten, dass es auch ohne Kirche ging, nicht jedoch ohne Glauben …“

Hier liegen die Parallelen zu unserer Zeit auf der Hand: der Relevanzverlust von Kirche, der sich mit der Schockstarre vor dem Unbekannten, dem Verbot von Gottesdiensten, dem Rückzug auf digitale Formate und nicht zuletzt mit einer Minimierung von seelsorglichen Kontakten belegen ließe, wird zu diskutieren sein.

Reinhardts Darstellung der Auswirkungen der mittelalterlichen Epidemie auf die jeweiligen Regierungsformen der Peststädte ist beeindruckend. Er stellt unter anderem den Putschversuch in Venedig im Gefolge der Pest dar, die diese Stadt besonders hart traf. Er zeichnet die „Machtergreifung“ des Despoten Luchino Visconti, die zum „Wunder von Mailand“ führte, nach, weil dieser die Pestopfer einmauern ließ und damit die Stadt weitgehend vor der Pest verschonte. Übrigens: Ein Ruf nach einem neuen Visconti wurde in der Pandemie 2020 in Italien auch wieder laut. Außerdem sieht Reinhardt den Aufstieg der Medici in Florenz durch die Pest und ihre Folgen begünstigt.

Reinhardts Fazit lautet: Durch eine Epidemie sei in der Vergangenheit noch niemals eine neue Epoche eingeläutet worden. Die Erfahrung der Pandemie habe keine „völlig neuen Ideen oder Verhaltensweisen hervorgebracht, sondern mit ihren Erschütterungen lange vorher angelegte Überzeugungen, Grundhaltungen und Entwicklungstendenzen gefestigt und verstärkt … “ Nach der Überwindung der Corona-Pandemie sei also zu erwarten, dass „… der Wille zum Vergessen und zur Rückkehr in die vertrauten Bahnen überwältigend sein wird“.

Ob das nun eine gute Botschaft ist, sei dahingestellt. Reinhardts sorgfältige Analyse der mittelalterlichen Entwicklungen ist jedenfalls ein spannender Beitrag zur Aufarbeitung der Corona-Pandemie des 21. Jahrhunderts.

FRIEDEMANN PANNEN

Historische Linien

Gegen Antisemitismus

Jehoschua Ahrens: **Gemeinsam gegen Antisemitismus.** Lit Verlag, Berlin 2020, 280 Seiten, Euro 50,–.

Mittlerweile sind zahlreiche Arbeitskreise, Foren, Tagungen im Bereich des christlich-jüdischen Dialogs etabliert. Das Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ ist im vollen Gange (siehe

Das Glück des Gehens

Shane O’Mara: Das Glück des Gehens. Rowohlt Verlag, Hamburg 2020, 254 Seiten, Euro 22,–.

Das Buch des irischen Professors für Experimentelle Neurowissenschaft Shane O’Mara passt in die Zeit. Denn es handelt vom Gehen, etwas, das in dem vergangenen Pandemiejahr immer erlaubt war. Glücklicherweise, denn es ist wohltuend für unseren Geist, unseren Körper und unser Zusammenleben. Mit persönlichen Erlebnissen und geisteswissenschaftlichen Beispielen von der Antike bis in die Moderne verknüpft O’Mara unterhaltsam unterschiedliche Fragestellungen rund um das Gehen. Ein Sachbuch, das sich packend liest.

Auf der Suche nach Gott

Matthias Hilbert: Gottsucher. Steinmann Verlag, Neuenkirchen 2020, 122 Seiten, Euro 14,80.

Zwölf Dichter der vergangenen zwei Jahrhunderte stellt der Pädagoge Matthias Hilbert in einer Mischung aus biografischem Zugang und Blick auf das Werk vor. Sie alle eint, dass sie in ihren Romanen „ganz bewusst christliche und religiöse Themen“ aufgenommen haben. Da darf G. K. Chesterton nicht fehlen, der den Hobbydetektiv „Pater Brown“ erfand. Oder Dostojewski, der ganz in der Tradition der Orthodoxie erzogen wurde. Wie ambivalent diese „Gottsucher“ sind, lässt sich bei Graham Green erkennen, der trotz seines bewussten Glaubensentscheids zum Katholizismus nie wirklich von diesem „existenziell erfasst“ wurde, wie Hilbert schreibt.

Todesangst

Jutta Kranich-Rittweger: Vom Umgang mit der Todesangst. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2020, 188 Seiten, Euro 38,–.

Die evangelische Theologin Jutta Kranich-Rittweger arbeitet als Psychotherapeutin mit dem Schwerpunkt Psychoonkologie in Weimar. In ihrer täglichen Arbeit ist sie mit der Todesangst ihrer Patienten konfrontiert. In ihrem Buch untersucht sie Einstellungen von Menschen zum Sterben, zum Tod und Danach. Grundlage ist eine Fragebogenbefragung. Ein Ergebnis lautet: „Je stärker die religiöse Orientierung der Probanden ausgeprägt ist, desto weniger Angst vor dem Tod haben sie“, schreibt Kranich-Rittweger.

auch *zz 6/2021*). Erschreckend aber ist, wie aktuell Antisemitismus ist – und wie vergleichsweise kurz die Geschichte seiner Bekämpfung und des Dialogs, in dem es auch künftig noch viel zu tun gibt.

Umso wichtiger ist es, die historischen Linien aufzuzeigen, aus der seit einigen Jahrzehnten ein immer konstruktiveres Miteinander erwachsen ist. Joshua Ahrens zeichnet in seiner Dissertation den Weg der Annäherung der Christen und Juden nach, die mit der „Seelisberger Konferenz" in der Schweiz von 1947 einen Meilenstein erreichte. Sie wurde vom Internationalen Rat der Christen und Juden, von Amerikanern und Europäern gemeinsam vorbereitet. Sie war jedoch weniger eine Dialog-, sondern vielmehr eine Dringlichkeitskonferenz zur Bekämpfung des Antisemitismus, an der siebzig Personen teilnahmen. Die Versuche, Schlüsselfiguren wie Thomas Mann, Jean-Paul Sartre oder Eleanor Roosevelt einzuladen, zeigen, welchen Stellenwert sie haben sollte.

Protagonisten auf dem Weg werden durch biografische Skizzen vorgestellt und so deren Handlungsmotive deutlich. Der Seitenblick auf die Entwicklungen der (Bekennenden) Kirche in Deutschland beschreibt (etwas knapp) die dortige Lage und die impliziten Konflikte. Eindrucksvoll wird hier erstmals der internationale Zusammenhang erläutert, in dem die Akteure tätig waren: die Verbindungen zwischen christlichen und jüdischen Initiativen und Kreisen in den USA, Großbritannien und der Schweiz, die Rolle des entstehenden Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) in Genf, die Bedeutung der Vereinten Nationen und der UNESCO.

Schon seit Beginn der 1930er-Jahre hatten sich erste Kooperationen entwickelt, zunächst hauptsächlich auf die Flüchtlingsarbeit bezogen. Erste Dialog-Tagungen fanden in Wipkingen (1938/39) statt, dann in Walzenhausen (Ende 1943). Vor allem auf der Konferenz in Oxford im Sommer 1946 wurden nicht nur die Weichen für einen vertiefenden Dialog gestellt, sondern bereits wesentliche Fragen erörtert. Nach Seelisberg entstand der institutionelle Dialog in Europa, auch durch die Gründung des *International Council of Christians and Jews* (ICCJ). Ahrens zeigt, wie wichtig einzelne Personen im Vorfeld gewesen sind, die das Gespräch initiierten und voranbringen konnten, wie Karl Barth, der Rabbiner Zwi Chaim Taubes oder Adolf Freudenberg, Pfarrer der Bekennenden Kirche (BK) und Mitarbeiter des „Büro Grüber", der seit Ende der 1930er-Jahre das Flüchtlingssekretariat des Vorläufigen ÖRK leitete.

Zu den treibenden Kräften gehörten Hans Ornstein und Henry N. MacCracken oder Everett R. Clinchy, die vor allem organisatorische Fragen voranbrachten. Amerikaner und Europäer vertraten in den Prozessen durchaus unterschiedliche Positionen, etwa im Blick auf die Frage einer Mitgliedschaft in der UNESCO.

Ahrens ist Mitverfasser der bahnbrechenden „Orthodoxe(n) rabbinische(n) Erklärung zum Christentum„ vom Dezember 2015, in der sie für einen umfassenden Dialog jüdischer und christlicher Partner plädieren, ohne bestehende Differenzen zu überdecken. Die hier nun vorgelegte Arbeit zeigt, wie wichtig es ist, sich mit den historischen Wurzeln des Dialogs zu befassen, um ihn weiter voranzubringen. Bisweilen entsteht bei der Lektüre das Gefühl, selbst bei der Tagung in Seelisberg dabei zu sein. Das Eindrücklichste an der Darstellung ist das Sichtbarmachen des enormen Potenzials an vorausschauendem Wissen, das noch immer in dieser Gründungsurkunde des Dialogs liegt.

PETER NOSS

Bestellservice
für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag
8–16.30 Uhr

Freitag
8–14.30 Uhr

Servicetelefon
05 21/9440-145

zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

Dr. Dorothee Arnold-Krüger
Theologische Referentin am Zentrum für Gesundheitsethik an der Evangelischen Akademie Loccum

Markus Beile
Pfarrer und Lehrer, Konstanz

Jörg Böthling
Fotograf, Hamburg

Andreas Boueke
Autor, Bielefeld

Dr. Johann Hinrich Claussen
Kulturbeauftragter der EKD

Udo Feist
Autor, Dortmund

Peter Frenkel
Fotograf, Potsdam

Esther Gardei
Journalistin und wissenschaftliche Hilfskraft an der Universität Bonn

Dr. Wolfgang Huber
Bischof a. D., Berlin

Jürgen Israel
Publizist, Neuenhagen

Dr. Gudrun König
Professorin für Kulturanthropologie an der Universität Dortmund

Dr. Anne Helene Kratzert
Pfarrerin, Karlsruhe

Dr. Helmut Kremers
Chefredakteur i. R., Düsseldorf

Dorothee Löhr
Pfarrerin, Mannheim

Bernd Lohse
Pastor, Hamburg

Michael Maillard
Pfarrer und Beauftragter für Gedenkarbeit der Evangelischen Kirche in Charlottenburg-Wilmersdorf, Berlin

Gudrun Mawick
Oberkirchenrätin, Oldenburg

Werner Milstein
Pfarrer, Brilon

Roland Mörchen
Autor, Hildesheim

Dr. Peter Noss
Referent für Ökumene, Dialog und Partnerschaftsarbeit im Dekanat Wetterau, Friedberg

Angelika Obert
Pfarrerin i. R., Berlin

Friedemann Pannen
Pastor und Geschäftsführer der DIOS-Diakonie Osnabrück

Arnold Pett
Pastor, Jarmen

Anne Polster
Pfarrerin der reformierten Kirchengemeinde Männedorf/Schweiz

Uwe Rada
Journalist, Berlin

Dr. Martin Rösel
Professor für Theologie an der Universität Rostock

Christian Selbherr
Redakteur beim *missio-magazin*, München

Dr. Andreas Ströbl
Gruftforscher, Lübeck

Gerhard Ulrich
Landesbischof i. R., Kappeln

IMPRESSUM

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Wolfgang Huber, Berlin
Ilse Junkermann, Leipzig
Isolde Karle, Bochum
Annette Kurschus, Bielefeld
Ulrich Lilie, Berlin
Friederike Nüssel, Heidelberg
Christoph Schwöbel, St. Andrews/Schottland
Christiane Tietz, Zürich
Gerhard Ulrich, Kappeln/Schlei
Michael Weinrich, Bochum

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel, Diana Zschauer
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin), Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing (Würzburg), Jürgen Israel (Berlin), Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Telefon 069/580 98-0, Fax 069/580 98-363
Anzeigen: m-public
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de,
www.m-public.de

Abonnement-Verwaltung
Postfach 50 05 50, 60439 Frankfurt
Tel. 069/580 98-191, Fax 069/580 98-226
E-Mail: kundenservice@gep.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet EUR 80,40 (inkl. Versandkosten). Ruheständler, Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 7,20. Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61 oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Raphael Zinser, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg

KLIMAKOLLEKTE Klimafreundlich gedruckt

Gemeindearbeit

Zur Toleranz

Asfa-Wossen Asserate/ Annette Friese (Hg.): **Toleranz.** Adeo-Verlag, Asslar 2020, 284 Seiten, Euro 22,–.

Annette Friese, die Lektorin des Adeo-Verlags, traf Prinz Asfa-Wossen Asserate auf dem Katholikentag 2018 anlässlich einer Zeremonie, bei der sich islamische und christliche Religionsvertreter Frieden zwischen ihren Religionen in Afrika versprachen. Aus der Begegnung entstand die Idee, ein Buch herauszugeben, das sich mit dem auch nicht konfliktfreien Zusammenleben der Religionen und Kulturen in Deutschland beschäftigt: die nun vorliegende Anthologie zum Thema Toleranz. Angefragt wurden bekannte Intellektuelle und ranghohe Religionsvertreter, darunter zwei Rabbiner und zwei katholische Bischöfe, aber auch Schriftsteller, Journalistinnen, ein muslimischer Aktivist, eine jesidische Aktivistin und andere. Ihre insgesamt 18 Beiträge sind in alphabetischer Reihenfolge angeordnet, was den Vorteil hat, dass Aleida und Jan Assmann den Auftakt machen mit zwei Aufsätzen, in denen das Wesentliche schon gesagt wird.

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann legt dar, dass es in der multireligiösen Gesellschaft nicht so sehr um „Duldung“, sondern vielmehr um kulturellen Respekt geht und dass es neben den universalen Menschenrechten auch universale Menschenpflichten gibt, die über das bloße Dulden der Andersgläubigen hinausgehen.

Jan Assmann unterstreicht gegen die tiefsitzende europäische Überheblichkeit die Gleichwertigkeit aller Kulturen. Es wäre für die Leserinnen und Leser nun hilfreich gewesen, wenn sich daran die Beiträge angeschlossen hätten, die sich im weiteren Sinn ebenfalls mit der Frage europäischer Toleranz beziehungsweise Intoleranz beschäftigen, etwa der des Rabbiners Walter Homolka, der aufzeigt, warum die Toleranz es in Europa auch nach der Aufklärung noch schwer hatte, oder der von Navid Kermani, der wiederum überzeugt ist, dass zur europäischen Idee die kulturelle Offenheit schon immer gehörte. Hier hätte wohl auch der Beitrag von Bassam Tibi sich anschließen können, der seinen Begriff von der europäischen Leitkultur verteidigt und Einwanderung einigermaßen polemisch gegen „Zuwanderung“ abgrenzt. So hätte sich der Widerstreit der Positionen deutlicher gezeigt.

Aber in der alphabetischen Reihenfolge mischen sich nun private Betrachtungen über das Wort Toleranz, Erfahrungsberichte mit deutschem Alltagsrassismus, Einschätzungen zur deutschen Flüchtlingspolitik, Erklärungen zu Goethes Interesse am Islam und anderes mehr zu einem bunten Durcheinander, das sich am Ende nur auf den sehr allgemeinen Nenner bringen lässt: Gegenseitiger Respekt ist nötig, dazu bedarf es der Offenheit und der Begegnung, nur Intoleranz darf nicht toleriert werden. Ein erwartbarer Konsens, in dem dann bloß die Stimmen herausfordern, die ihn ein wenig gegen den Strich bürsten, wie die von Martin Mosebach, der als konservativer Katholik den unbedingten Wahrheitsanspruch der Religion nicht relativieren will. Die unauflösbaren Spannungen müssten ausgehalten werden.

Bemerkenswert ist noch, dass gerade in den Beiträgen von jüdischer und muslimischer Seite immer wieder ein mangelndes deutsches Selbstbewusstsein beklagt wird: Die historisch bedingte deutsche Unsicherheit sei es, die zur German Angst führe, wo es doch auch den German Dream eines liberalen Einwanderungslandes geben könnte, wie die jesidische Journalistin Düzen Tekkal schreibt.

Trotz zahlreicher aufschlussreicher Einzelinformationen wird diese Anthologie den toleranzwilligen Leserinnen und Lesern nicht viel Neues vermitteln. Etliche Beiträge eignen sich aber gut als Grundlage für eine Gesprächsreihe zum Thema interkulturelle Toleranz. So ist das Buch für die Gemeindearbeit sicher anregend.

ANGELIKA OBERT

Anrührend

Die jüdische-katholische Sorbin

Jurij Koch: **Hana. Eine jüdisch-sorbische Erzählung.** Verlag Hentrich & Hentrich, Berlin/Leipzig 2020, 120 Seiten, Euro 16,–.

Horka, obersorbisch Hórki, ist ein kleines Dorf in der Oberlausitz in der Nähe von Kamenz. 1933 lebten hier neunzig Prozent „Wenden", und auch heute ist Obersorbisch im Dorf die vorherrschende Umgangssprache. 1918 wurde in Horka ein Mädchen namens Annemarie geboren. Im Dorf wurde sie nur Hana oder Hanka genannt. Sie wuchs bei dem Horkaer Geschwisterpaar Georg und Maria Schierz auf und wurde von Maria Schierz adoptiert. Ihre Erstsprache war Sorbisch. In der Pfarrkirche im nahegelegenen Crostwitz (Chróśćicy) wurde sie getauft und ging dort zur Schule.

Für die Nazis galt Annemarie-Hana als „Volljüdin". Denn ihre Mutter war die 17-Jährige Tochter eines jüdischen Kaufmanns aus Dresden. Vermutlich wurde diese von ihren Eltern zu Bekannten nach Horka gebracht, damit sie dort, ohne Aufsehen zu erregen, ihr uneheliches Kind zur Welt bringen konnte.

Im Dorf dürfte die jüdische Herkunft von Hana bekannt gewesen sein. Zwar gab es auch aus Antisemitismus gespeiste Vorbehalte gegen sie, doch insgesamt war sie gut in die Dorfgemeinschaft integriert und beteiligte sich aktiv am sorbischen und kirchlichen Leben. Ab 1937 geriet sie ins Visier der Gestapo. Ihr wurde verboten, in der sorbischen Tracht zu gehen, Tanzveranstaltungen und sogar Gottesdienste zu besuchen. Einen Job in einer Gaststätte verlor sie, nachdem sich ein Gast beschwert hatte: Er wolle sich nicht von einer „Nicht-Arierin" bedienen lassen. Ab 1941 musste sie sich regelmäßig bei der Gestapo in Dresden melden und wurde verpflichtet, den Gelben Stern zu tragen. Ihre Spur verliert sich im Sommer 1942. Wahrscheinlich wurde sie in Dresden verhaftet und deportiert und kam irgendwo „im Osten" ums Leben. Sicher ist, dass sie ein Opfer der Schoah geworden ist.

Von dieser historisch verbürgten Person erzählt der sorbische Schriftsteller Jurij Koch in seinem unlängst erschienenen Buch *Hana – eine jüdisch-sorbische Erzählung*. Biografische Fakten bilden die Grundlage seiner Erzählung, die er mit fiktiven Elementen anreichert. Lobenswert ist, dass das Buch ein Nachwort des Historikers Hermann Simon, dem ehemaligen Direktor des Centrum Judaicum in Berlin, enthält. In ihm begibt er sich auf die Spuren des realen Vorbilds für die literarische Figur der „Jüdin Hana".

Jurij Koch hatte Hana schon früh ein literarisches Denkmal gesetzt. Der 1936 geborene und selber in Horka aufgewachsene Autor veröffentlichte 1963 seine Erzählung *Židowka Hana*, zu Deutsch: *Die Jüdin Hana*. Das Buch erschien in sorbischer Sprache. Immerhin war Jurij Kochs Erzählung eines der wenigen in der DDR erschienenen Bücher, die sich mit dem Schicksal von in der NS-Zeit ermordeten jüdischen Menschen beschäftigten.

Koch hat später sein Erstlingswerk sehr kritisch gesehen: Es sei zwar „lesenswert, aber mit zeitpolitischen Ansichten des Schreibers überfrachtet, durchsäuert von jugendklugen Weisheiten, romantisch gesüßt an vielen Stellen". Eine Übersetzung ins Deutsche hat er jahrzehntelang abgelehnt. Gut, dass der inzwischen 84-Jährige sich der Geschichte noch einmal angenommen und eine Neufassung in deutscher Sprache vorgelegt hat. Er geht – wie schon in der Novelle von 1963 – recht frei mit den Fakten um. So stellt er Hana einen Freund an die Seite: Bosćij, einen jungen Arbeiter im Horkaer Steinbruch. Die Leserinnen und Leser begleiten das junge Liebespaar durch den Alltag des Dorfes mit seiner harten Arbeit durch Fest- und Feiertage mit Ausflügen, Gottesdiensten und Tanzvergnügen. Sie erleben mit, wie Einschränkungen und Gefahr für Hana immer bedrohlicher werden, wie Boscij und andere sie zu retten versuchen, vergeblich.

Koch hat eine anrührende, nachdenklich stimmende und auch spannende Lektüre über die jüdische-katholische Sorbin Hanka aus Horka geschaffen.

MICHAEL MAILLARD

Fromm

Einladung zum Gespräch

Felicitas Hoppe: **Fährmann, hol über!** Verlag Herder, Freiburg i. Br. 2021, 159 Seiten, Euro 18,–.

Mein erster Eindruck war: ein kluges, anregendes, frommes, selbstbewusstes, dabei nicht überhebliches Buch, mit Charme und sichtlicher Freude am Argumentieren geschrieben. Am liebsten läse ich die früheren Bücher Felicitas Hoppes alle noch einmal.

Daneben, und das ist das große Verdienst der hier zusammengestellten zehn Texte, ist es ein Gesprächsangebot der Autorin an uns Leser. Zuerst über den Glauben, danach auch über Literatur, über die Wirkungen von Kunst. Ihr Schreiben speise sich, „bei aller scheinbaren Kompliziertheit und vermeintlichen Selbstbezüglichkeit, von Anfang an aus der Mündlichkeit und sucht jederzeit die Begegnung, das Gegenüber, den Leser". Sowohl Hoppes eigenes Bekenntnis wie auch die Einladung zum Gespräch kommen nie formelhaft oder penetrant daher, sind nie peinlich; sie werden in einem persönlichen Gesprächston vorgetragen. Ein Gespräch über Glaubensfragen erscheint als selbstverständlich und existenziell notwendig. Schließlich geht es dabei um Leben und Tod. Warum schämen wir uns, darüber zu reden, über unsere Ängste, unsere Zweifel und auch über die Gewissheiten – wenn wir denn über solche verfügen?

Im Schweigen sieht die Autorin „Herausforderung und Verweigerung, Not und Provokation zugleich. Wer willentlich schweigt, entzieht sich dem vereinbarten Sprachverkehr unter den Menschen".

Wir alle sind darauf angewiesen, wahrgenommen und gesehen zu werden. Zuerst werden wir alle von Gott gesehen,

er ist unser Schöpfer, und keines seiner Geschöpfe bleibt von ihm unbeachtet. Aber wir müssen auch von unseren Mitmenschen angesehen, als Mit-Lebende wahrgenommen werden. Zum Wahrnehmen gehört das Hören auf den anderen. Um gehört zu werden, müssen wir reden. Hören und gehört werden, schweigen und reden gehören zu den Grundbedingungen menschlichen Lebens.

Wer nicht redet, entzieht sich dem Dialog. Hier ist die Autorin nahe bei Martin Buber und seinem dialogischen Prinzip, der Mensch als das auf das Du angewiesene Wesen, der ohne das Du nicht zum Ich werden kann.

Immer wieder gibt die Autorin Rechenschaft über ihr Schreiben und macht damit Lust, ihre früheren Bücher erneut oder zum ersten Mal zu lesen. Genauso unverkrampft wie sie über ihren Glauben redet, redet sie über ihre Arbeit als Schriftstellerin. Sie weiß, wie schwer es ist, „wirklich von sich zu sprechen". Aber wer wahrgenommen werden will, darf sich nicht verbergen, erst recht nicht: sich verleugnen. So fügen sich die einzelnen Texte, zu unterschiedlicher Zeit und zu unterschiedlichen Anlässen verfasst, zu einer Poetologie Felicitas Hoppes zusammen. Mehr noch: Sie fügen sich zum Bild einer Dichterin zusammen, die ihren Lesern nichts an Erkenntnissen voraus hat, die mit uns zur Wahrheit und zur Aufrichtigkeit unseres Lebens unterwegs ist.

Hier ist nun auch der Ort, etwas zum Titel des Buches zu sagen: Er bezieht sich auf Christophorus, den Lieblingsheiligen der Autorin. Die Legende geht kurz gefasst so: Reprobus, ein großer, starker Mann, sitzt in seiner Hütte am Fluss und wird von einem Kind gebeten, über den Fluss getragen zu werden. Der Fährmann setzt sich das Kind auf die Schulter und trägt es durch den Fluss. Während er durch das Wasser watet, wird die Last immer schwerer.

Bei Felicitas Hoppe heißt es: „Denn er trägt kein Kind, sondern das Gewicht einer Welt." Nicht der Fährmann trägt das Kind, sondern das Kind, Christus, trägt ihn. Nach diesem Erlebnis hat Reprobus den Namen Christophorus, Christusträger, erhalten. Paradoxa wie dieses, dass derjenige, der das Kind trägt, in Wahrheit von ihm getragen wird, finden sich bei Felicitas Hoppe mehrfach.

JÜRGEN ISRAEL

STREAMINGTIPPS

Empfohlen von Pfarrer Christian Engels, Leiter des Filmkulturellen Zentrums der EKD, Frankfurt/Berlin.

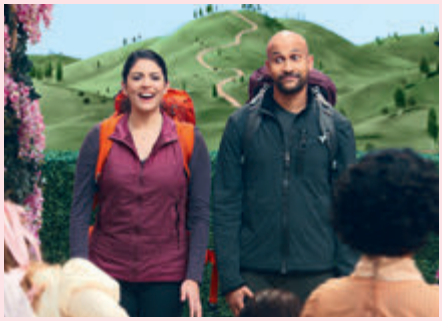
Das Fenster zum Hof

Diese Filme sind so gut, dass sie nie alt werden. Denn *Das Fenster zum Hof* und *Vertigo* sind die beiden besten Filme von Alfred Hitchcock. James Stewart, der in beiden die Hauptrolle spielt, war nie so gut. Die Geschichten wirken wie normale Krimis, es geht um Ehefrauen, die tot sind oder vielleicht auch nicht. Aber unter der spannenden Oberfläche liegen die wahren Themen, wie Voyeurismus, Nekrophilie, Isolation, Suizidalität und die repressive Macht der Kirche. Hitchcock ist und bleibt einzigartig darin, diese Blicke in den Abgrund der menschlichen Seele mit schwarzem Humor und technischem Können nicht nur erträglich, sondern unterhaltsam zu machen.

115 Minuten und 129 Minuten
Prime Video

Schmigadoon!

Zwei Touristen landen in einem schottischen Ort, der alle einhundert Jahre aus dem Nebel steigt. Das war die Idee des Musicals *Brigadoon*, in dessen Verfilmung 1947 Gene Kelly tanzte und sang. Jetzt kommt eine Parodie. Wieder bleiben zwei amerikanische Touristen stecken, aber dieses Mal in einem klassischen Musical, aus dem sie erst wieder herauskommen, wenn sie die wahre Liebe finden. Obwohl die beiden eigentlich schon ein Paar sind. Die Besetzung ist wunderbar, unter anderem mit Alan Cumming (*The good wife*). Regie führt Barry Sonnenfeld (*Die Addams Family*). Eine wunderbare Unterhaltung für Menschen, die die *West Side Story* lieben, aber nicht ganz ernst nehmen.



6 Folgen à circa 30 Minuten
AppleTV

The Chair

Diese Serie hat das Potenzial zu einem echten Hit. Erfunden und geschrieben wurde die Dramedy von D. B. Weiss und David Benioff, den Schöpfern der legendären Serie *Game of Thrones* (Benioff hat außerdem den sehr guten Roman *Stadt der Diebe* geschrieben). Sandra Oh, Star von *Grey's Anatomy* und *Killing Eve*, spielt die erste weibliche und erste BIPoC-Chefin der Englischfakultät an der fiktiven Pembroke University, deren Leben komplizierter wird, als ihre Freundin (gespielt von Holland Taylor aus *Two and a half men*) einen Lehrstuhl (also einen „Chair") in ihrem Bereich übernimmt. Themen wie Diversität und Identität in den USA von heute werden behandelt.

6 Folgen
Ab dem 27. August auf Netflix

Von Loccum nach Lüneburg

Foto: Andreas Tamme

Pfarrer Stephan Schaede, der ab 2010 die Evangelische Akademie Loccum leitete, ist als Regionalbischof des Sprengels Lüneburg der hannoverschen Landeskirche eingeführt worden. Der 57-Jährige ist Nachfolger von Dieter Rathing (64), der in den Ruhestand trat. Schaede studierte in Tübingen, Rom und Göttingen Theologie und Philosophie. 2006 übernahm er in der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) in Heidelberg, eine Einrichtung der Evangelischen Kirche in Deutschland, die Leitung des Fachbereichs Religion, Kultur und Recht.

Gemäßigt Konservativer gewählt

Pastor Ed Litton (62) aus Saraland im US-Bundesstaat Alabama ist zum Präsidenten des Bundes der Südlichen Baptistengemeinden gewählt worden, der mit 14 Millionen Mitgliedern größten evangelischen Kirche der USA. Für den 62-Jährigen stimmten im zweiten Wahlgang 52 Prozent der rund 13 000 Synodalen. Sein Mitbewerber Mike Stone, Pastor in Blackshear/Georgia, bekam 48 Prozent. Er ist Mitglied im Leitungsgremium des „Konservativen Baptistischen Netzwerks“, das der Kirche vorwirft, theologisch immer „liberaler“ zu werden und „weltliche Ideologien“ aufzunehmen. Litton ist Nachfolger von James David Greear, Pastor in Durham/Nord Carolina, der nach drei Jahren turnusgemäß ausschied.
Litton sagte nach seiner Wahl vor Journalisten, er werde den Kurs seines Amtsvorgängers beibehalten und verstärkt Frauen und Afro-Amerikaner in die Gremien der Kirche berufen. Offiziell lehnen die Südlichen Baptisten die Frauenordination als unbiblisch ab. Sie hatten sich 1845 von den Baptisten des Nordens der USA, die die Sklaverei ablehnten, getrennt.

Neue Leitung der AMD

Foto: Christoph Püschner

Der frühere Chef der württembergischen Diakonie Dieter Kaufmann, der auch dem Rat der EKD angehört, ist neuer Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD). In diesem Amt folgt der 66-Jährige dem badischen Altlandesbischof Ulrich Fischer nach, der im vergangenen Herbst starb.

Von Oldenburg nach Bayern

Patrick de La Lanne wird am 1. August Finanzchef der bayerischen Landeskirche. Der 59-Jährige folgt Erich Theodor Barzen nach, der im vergangenen November aus persönlichen Gründen zurücktrat. De La Lanne ist Synodaler der oldenburgischen Landeskirche. Von 2006 bis 2014 war er Oberbürgermeister von Delmenhorst. Danach arbeitete er als Rechtsanwalt.

Regionalbischof berufen

Volker Mantey, Pfarrer im nordhessischen Spangenberg, wird am 1. September Propst und Regionalbischof des Sprengels Marburg der kurhessischen Landeskirche. Der 48-Jährige folgt auf Helmut Wöllenstein (65), der in den Ruhestand tritt. Mantey, der in Flensburg geboren wurde, ist Mitglied im Rat der Landeskirche.

Hessen ehrt Altlandesbischof

Martin Hein (67), der von 2000 bis 2019 Bischof der Landeskirche Kurhessen-Waldeck war, erhält am 1. Dezember die Wilhelm-Leuschner-Medaille, die höchste Auszeichnung des Landes Hessen. Der Geistliche habe „in den vergangenen 20 Jahren als wichtiger Brückenbauer zwischen Kirche und Staat fungiert“, erklärte Ministerpräsident Volker Bouffier, der die Medaille vergibt.

ANGEZEIGT

Flüchtlinge

„Wir schicken ein Schiff“ ist der Titel einer Dokumentation des NDR-Fernsehens. Sie zeigt das Engagement der evangelischen Kirche und des EKD-Ratsvorsitzenden Heinrich Bedford-Strohm für ein Schiff, das im Mittelmeer Flüchtlinge rettet. Da die EKD die notwendigen Rechte eingeholt hat, dürfen Kirchengemeinden den Film bis zum 30. November vorführen.
Bestellanschrift: info@ekd.de

Luther-Rose für Wolfgang Huber

Der ehemalige EKD-Ratsvorsitzende und Berliner Bischof Wolfgang Huber ist mit der Luther-Rose ausgezeichnet worden. Damit ehrt die Internationale Martin-Luther-Stiftung am 20. November das Lebenswerk des 78-Jährigen, der als „herausragender Theologe und Kirchenmann“ einen „nachhaltigen Beitrag für einen sachorientierten, streitbaren und fairen Dialog zwischen Kirche und Wirtschaft“ geleistet habe. Bisherige Preisträger waren unter anderem die Unternehmer Heinz-Horst Deichmann, Nicola Leibinger-Kammüller, Friedhelm Loh und Tandean Rustany, der CSU-Politiker Peter Gauweiler und die Verlegerin Ulla Unseld-Berkéwicz.

DDR-Kirchen gewürdigt

Der Friedensbeauftragte der EKD, Renke Brahms, hat die Friedensarbeit der evangelischen Kirchen in der DDR gewürdigt. Anlässlich des 30. Jahrestages der ersten gesamtdeutschen EKD-Synode nach der Wiedervereinigung regte er an, die friedenstheologische Arbeit des „Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR“ als Quelle für die heutige Friedensarbeit neu zu entdecken. „Die evangelischen Kirchen in der früheren DDR haben wichtige Denkanstöße erarbeitet, sie haben aus dem Evangelium heraus konkrete Antworten auf friedensethische Fragenstellungen gegeben“, erklärte Brahms. Dabei habe der Kirchenbund auch die Auseinandersetzung mit dem SED-Regime nicht gescheut, „sondern in kirchlichen Räumen sogar die Möglichkeit zur breiten Diskussion friedenspolitischer Fragen geboten“.

Unterstützung von außen

Die römisch-katholische und die evangelische Kirche brauchen nach Ansicht der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs externe Unterstützung bei der Aufklärung sexualisierter Gewalt. Die Probleme in beiden Kirchen belegten, dass die Institutionen einen Aufarbeitungsprozess ohne externe Begleitung kaum bewältigen könnten, heißt es in einer Stellungnahme. Deshalb müssten Mittel für externe Moderation, Mediation und Supervision zur Verfügung stehen.

Foto: dpa/Jens Wolf

Denkmal von Herzog Leopold Friedrich Franz in Dessau (Landeskirche Anhalt).

Weniger Landeskirchen und keine beamteten Pfarrer?

Über die Zahl der deutschen Landeskirchen müsse man in den nächsten Jahren „sehr deutlich“ sprechen. Dies hat der Vorsitzende des Haushaltsausschusses der EKD-Synode, Christian Weyer, in einem Gespräch mit dem *Evangelischen Pressedienst (epd)* gefordert. „Man sollte ernsthaft die Frage stellen, ab welcher Größe eine Landeskirche noch funktionsfähig ist“, sagte Weyer, der Superintendent des Kirchenkreises Saar-West ist. Die kleinste Landeskirche, die anhaltinische, hat rund 30 000 Mitglieder, die größte, die hannoversche, rund zweieinhalb Millionen. Weyer sagte auch, er glaube, „dass die Zukunft nicht in verbeamteten Pfarrerinnen und Pfarrern liegt“. Einige Landeskirchen wüssten schon heute nicht mehr, wie sie die Pensionszahlungen aufbringen können.

USA: Christen für, Atheisten gegen die Todesstrafe

In den USA befürworten 66 Prozent der Protestanten und 58 Prozent der Katholiken die Todesstrafe. Bei denen, die sich als „Atheisten“ bezeichnen, sind es nur 35 Prozent und bei „Agnostikern“ 43 Prozent. Das hat eine Umfrage des renommierten Washingtoner *Pew Research Center* ergeben. Von den weißen Evangelikalen sind 75 Prozent für die Todestrafe und von denen, die sich als „nicht evangelikal“ einordnen, 73 Prozent. In der US-Bevölkerung treten insgesamt 60 Prozent für die Todesstrafe ein.

Württemberg: Vorbereitung der Bischofswahl

Die württembergische Landessynode hat für die Wahl eines oder einer neuen leitenden Geistlichen einen Nominierungsausschuss gewählt. Landesbischof Frank Otfried July (67) tritt Ende Juli kommenden Jahrs in den Ruhestand. Am Ende der Nominierungsprozedur dürfen auf dem Wahlvorschlag maximal drei Namen stehen. Die Wahl selbst ist für die nächste Frühjahrssynode vorgesehen. Bischöfin oder Bischof wird nur, wer eine Zweidrittelmehrheit erreicht.

Himmel der Vielfalt

„G*tt w/m/d“ in Frankfurt und im Internet

STEPHAN KOSCH

Der Weg in den Himmel ist gar nicht so leicht zu finden. Er beginnt – wie könnte es anders sein – auf der Erde, in einem virtuellen Vier-Raum-Haus aus der Zeit um etwa 800 vor Christus. In ihm teilten sich Mensch und Vieh die Räume, wer mit dem Cursor auf Schaf, Hahn oder Ziege geht, bekommt einen akustischen Eindruck von den tierischen Lebensgefährten. Doch im Haus verteilt sind noch andere Objekte, Abbildungen von Gottheiten aus unterschiedlichen Kulturen und Völkern, die in Israel im Laufe der Jahrhunderte das Sagen hatten. Etwa Ashera, die Göttin, die für eine reiche Ernte sorgen sollte und mit den Händen unter ihren Brüsten ihre Fruchtbarkeit demonstriert. Oder auch der zwergenhafte ägyptische Gott Bees, der Schutzgott der Schwangeren mit Brüsten, Bauch und Löwenmähne.

Das erste, was man in der virtuellen Variante der Ausstellung „Gott w*m*d“ des Frankfurter Bibelhauses lernt, ist also: In Israel wurden vor Jahwe auch andere Götter angebetet, weibliche, männliche oder nicht ganz klar geschlechtlich identifizierbare. Das überrascht eigentlich nicht, denn sonst wäre das erste Gebot wohl unnötig gewesen. Aber der virtuelle Blick in die religiöse Möblierung einer Durchschnittsfamilie vor knapp 3 000 Jahren weitet schon einmal den Blick auf die Frage: Welches Geschlecht hat Gott? Hat er überhaupt eines? Und ist das wichtig?

Ja, ist es. Denn wer Gott in die eine geschlechtliche Schublade packt, legt in der Regel noch ein paar Eigenschaften hinzu, die mit dem Geschlecht konnotiert werden. Hier der männliche Herrscher, der den Weltenlauf lenkt und Blitz, Donner, Corona-Viren und Klimawandel auf die Erde schickt, um uns immer wieder an unsere Schwachheit zu erinnern. Und dort die fruchtbare Göttin, aus deren Schoß die Welt entspringt, die mal mütterlich tröstend und mal mit weiblicher Lebenskraft wirkt und irgendwie alles natürlich, weich und rund werden lässt. Alles menschliche Bilder, und wir sollen uns solche ja nicht von Gott machen, schon klar. Aber erstens geht das gar nicht anders und zweitens: Hat Gott den Menschen nicht nach seinem Bilde geschaffen? Als Mann? Als Frau? Als irgendetwas dazwischen?

Zeit, aufs Dach zu steigen und noch ein wenig höher, die Leiter hinauf, die scheinbar ins Nichts und doch in den virtuellen Himmel führt. „G*tt schuf den Menschen zu G*ttes Bild – G*ttes Ebenbild ist ‚männlich und weiblich‘“ heißt es dort mit Verweis auf Genesis 1,27. „Gott ist alles in allem – männlich, weiblich, divers von Anfang an – hier beginnt die Spur.“ Und der folgen wir durch den Himmel der geschlechtlichen Vielfalt und begegnen ziemlich bald einer eindrücklichen Illustration aus der Koberger Bibel von 1483. Die Erschaffung des Menschen als Mann und Frau wird hier offenbar wörtlich genommen. Zu sehen ist ein liegender Mensch mit einem Unterleib und zwei Oberkörpern, einem männlichen und einem weiblichen. Der weibliche wird gerade von dem (männlichen) Gott an der Hand in die Sitzposition gezogen, der männliche ruht auf seinen Arm gestützt. Der erste Mensch, ein Hermaphrodit?

Zumindest gibt es, so lernen wir auf dem Pfad durch den Himmel weiter, ja auch bei Platon die Idee, dass der Mensch ursprünglich Mann und Frau in einem war. Und heißt es nicht im Galaterbrief „Hier gilt nicht mehr … männlich oder weiblich … Ihr seid alle eins in Christus“? Faszinierend die danebenstehende Illustration aus der Handschrift „Splendor solis“, dem „Sonnenglanz“ aus dem Jahr 1440. Ein schmucker geflügelter Hermaphrodit mit einem männlichen und einem weiblichen Kopf, in der einen Hand ein Schild, in der anderen ein Ei.

Solcherlei gibt es noch mehr zu sehen, unter *www.gott-wmd.de*, und noch viel ausführlicher und tiefschürfender im Katalog und in der realen Ausstellung im Bibelhaus Erlebnismuseum in Frankfurt am Main, die bis zum 19. Dezember zu sehen ist.

www.bibelhaus-frankfurt.de

NOTABENE

• Es gibt Lese- beziehungsweise Hörfrüchte, die besonders erfreuen, weil sie entweder Dinge ausführlich schildern, die man schon immer wissen wollte, oder etwas sinnig auf den Punkt bringen, was in der Luft liegt. Wenn sie dann auch noch kleine Schrägheiten enthalten, umso besser. Weiß doch der (niederdeutsche) Volksmund: *En beten schev hat god leev*.

• Jüngst erschien im *Tagesspiegel* ein pointierter, belesener Beitrag über „woke“, ein Begriff, der zurzeit in aller Munde ist. Der Autor skizziert darin gekonnt die Mutation dieses Wortes von der stolzen Selbstbezeichnung zum Schimpfwort rechter Kreise. Dabei zitiert er zur Begriffsgeschichte auch die Bibel: „Und das tut, weil ihr die Zeit erkennt, nämlich dass die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlaf, denn unser Heil ist jetzt näher als zu der Zeit, da wir gläubig wurden“. So heiße es schon in den „Römerbriefen im Neuen Testament.“ Römerbriefen – gibt es nicht nur einen? Hmm … vielleicht ist der „wokene“ Autor aber auch ein Anhänger des Neutestamentlers Walter Schmithals (1923-2009), der ja von mehreren Römerbriefen ausging. Wie gesagt: *En beten schev hat god leev* …

• Sehr schön ist es auch, endlich mal etwas über den famosen, noch viel zu unbekannten Komponisten Jan-Dismas Zelenka (1679-1745) zu erfahren: in der *Deutschlandfunk*-Sendereihe „Alte Musik“. Dort wird erklärt, die Stadt Wien sei „seit dem 16. Jahrhundert“ katholisch gewesen. Bitte? Meint die Autorin etwa, bis zum Jahr 1500 wären dort noch vornehmlich Donaugottheiten verehrt worden, oder gar Wotan, Thor und Freya? Skurril, egal. Aber dass dann des Weiteren in der Sendung von „alttestamentarischen“ Texten die Rede ist, die Zelenka in seinen Oratorien vertont habe, ist peinlich, denn es transportiert, sicher unbewusst, klar, antisemitische Klischees. *To scheef, üm dat leevtohaben.*

Genügend Nahrung und Impfstoff für alle?

„Der Mehlkrug soll nie zu Ende gehen und das Ölgefäß nie leer werden.“ Dieses Versprechen Gottes findet sich im alttestamentlichen 1. Königebuch. Diese Tagung geht der Frage nach, wie die Teilung der Welt in Regionen des Überflusses und der extremen Armut überwunden werden kann. Aufgezeigt werden die Herausforderungen für demokratische Gesellschaften. Anmeldeschluss: 6. September.
Der Mehlkrug soll nie leer werden – Utopie oder Aufgabe für heute? Genug für alle – ein Inbegriff des Reiches Gottes
10. bis 12. September, Evangelische Akademie Bad Boll, Telefon: 07164/792 12, E-Mail: kristin.tomaschko@ev-akademie-boll.de, www.ev-akademie-boll.de

Sehen, hören, lesen, verstehen

In der Hermeneutik geht es auch um das Verstehen und Interpretieren von Texten. Ein großer Vertreter der philosophischen Hermeneutik, der auch die evangelische Theologie beeinflusst hat, war Hans-Georg Gadamer (1900–2002). Diese Tagung führt in sein Werk ein und nähert sich ihm durch ein gemeinsames Lesen seiner Texte. Der Theologe Hans-Christof Askani äußert „kritische Überlegungen“ zu Gadamers Hermeneutik. Anmeldeschluss: 27. August.
Was heißt verstehen? Hans-Georg Gadamer: „Wahrheit und Methode“
1. bis 3. Oktober, Evangelische Akademie Hofgeismar, Telefon: 05671/88 11 08, E-Mail: anita.kamutzki-pape@ekkw.de, www.akademie-hofgeismar.de

Stärker gefährdet als Europa

Der Klimawandel stellt Länder Afrikas, die schon jetzt mit Dürren kämpfen, vor eine besondere Herausforderung. Diese Tagung findet im oberschwäbischen Weingarten statt, das vom ICE-Bahnhof Ulm mit dem Regionalexpress gut zu erreichen ist. Die Referierenden beleuchten, wie die Entwicklungszusammenarbeit auf die Folgen des Klimawandels reagieren muss.
Umweltwandel in Afrika – Entwicklungsdynamiken und Herausforderungen
3. bis 5. Dezember, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Telefon: 0751/5686413, E-Mail: frank@akademie-rs.de, www.akademie-rs.de

Luft nach oben in der Kirche

In den evangelischen Landeskirchen Deutschlands wächst die Zahl der Pfarrerinnen. Dagegen ist ihre Zahl unter den leitenden Geistlichen immer noch gering. Diese Tagung, die per Zoom stattfindet, zieht Bilanz. Gefragt wird, wie Vielfalt gefördert werden und Gestalt gewinnen kann. Frauen berichten von guten Erfahrungen bei der Leitung der Kirche durch Teams statt durch Einzelne. Sie zeigen, wie Personalentscheidungen so gefällt werden können, dass sie für Vielfalt sensibel und nicht blind sind. Und in der Gruppenarbeit werden die Best-Practice-Beispiele vertieft.
Vielfältige Aussichten. Perspektiven auf Leitung in der Kirche.
14. Dezember, Online via Zoom, Studienzentrum der EKD für Genderfragen, Telefon: 0511/55 47 41 34, E-Mail: antje.kuenzl-staske@sfg.ekd.de, www.gender-ekde.de

Am Spielfeldrand

REINHARD MAWICK

Erwischt! Sie denken schon lange nicht mehr an diese merkwürdige Fußball-Europameisterschaft vor ein paar Wochen, oder? Gut, vielleicht erinnern Sie sich noch an den unvermeidlichen und letztlich verdienten Finalsieg der Italiener. Vielleicht aber sind Sie ein Hardcorefan der „Mannschaft“, also „unserer“ (National-)Mannschaft, die recht spröde, mut- und glücklos gegen England im Achtfinale dahinschied. Vielleicht hadern Sie noch ein bisschen à la „Ja, wer weiß, wenn Müller kurz vor Schluss getroffen hätte …“ – lassen Sie es sein, es lohnt sich nicht. Ich selbst bin diesmal über das Scheitern „unserer“ Mannschaft übrigens erstaunlich gut hinweggekommen. Wirklich leid tun mir bis heute nur die Schweizer, die mit ihrem Achtelfinalspiel gegen Frankreich ein Heldenepos schrieben: nach 1:3 noch 3:3 und dann ins Elfmeterschießen und dann: Jaaa … Sommer hält gegen Mbappé. Da war ein Hauch von Sevilla 1982, als unsere Rumpelpumpeldeutschen sich gegen die filigrane Equipe Tricolore um Platini und Co in der Verlängerung mit 3:3 ins Elfmeterschießen retteten, Schumacher gegen Bossis hielt und Hrubesch dann … aber ich schweife ab … Also: Im Viertelfinale 2021 gegen Spanien glichen die Schweizer die frühe spanische Führung aus, bekamen dann einen Platzverweis, und retteten sich trotz Unterzahl wieder ins Elfmeterschießen. Da ging’s dann schief. Zwar vergaben die Spanier zwei Elfmeter, die Schweizer aber vergaben derer drei – wie 2006 im Achtelfinale gegen die Ukraine, damals verwandelten sie keinen einzigen und ein paar Jahre lang schwirrte der abfällige Spruch „Die schießen Elfmeter wie die Schweizer“ durch die Landschaft …
Sie meinen, ich beschäftige mich zu viel mit Fußballgeschichte? Das kann sein. Ich will aber auch gestehen, warum das so ist, denn bei mir kommen zwei unglückliche Veranlagungen zusammen: Ich liebe Fußball, aber konnte nie gut spielen. Trotzdem war ich als Kind im Fußballverein, weil ich es unbedingt wollte. Fast immer musste ich bei Punktspielen draußen bleiben – aus Mitleid wechselte mich unser Trainer meist in der zweiten Halbzeit ein, aber eigentlich auch nur, wenn wir führten. Natürlich erzählte ich zuhause vom Reservistendasein nichts – im Gegenteil, ich erfand immer wieder ein paar Heldentaten, sogar Torerfolge. Das rächte sich, als meine Großeltern zu Besuch kamen und „den Jungen“ – ich war damals zehn – unbedingt einmal spielen sehen wollten. Und dann stand ich da mit ihnen und meinen Eltern am Spielfeldrand …
Das Fotoalbum kündet noch von dieser Blamage. Unter das erste Bild schrieb meine Mutter: „Reinhard beim Fußball in Rüstersiel. Erste Halbzeit noch Ersatz …“, es geht weiter unter dem zweiten Bild, auf dem ich ungelenk auf dem Spielfeld zu sehen bin, „… aber dann munter dabei.“ Kürzlich sah ich es nochmal und konnte schmunzeln, damals litt ich sehr. Aber trotzdem liebe ich Fußball bis heute heiß und innig. Warum? Keine Ahnung. Herrlich.

In der nächsten Ausgabe

Foto: akg-images/viennaslide/Harald A. Jahn

Was wir sind und sein wollen

Ein Begriff ist gerade schwer in Mode – obwohl oder gerade weil nicht ganz klar ist, was er eigentlich bedeutet: Identität. Vielleicht hätte man dazu früher „Wesen“ oder „Selbst“ gesagt, aber das hilft nicht viel weiter. Umso schwerer wird der Gebrauch des Wortes dadurch, dass über „Identitätspolitik“ derzeit politisch-gesellschaftlich heftig gestritten wird. Wir erkunden den schillernden Begriff „Identität“. Der Theologe und Schriftsteller Klaas Huizing geht der Frage nach, wo Wohl und Wehe der Identität liegen. Die Autorin Dilek Güngör erkundet ihre Identität. Und was das überhaupt für sie und andere sein könnte. Die Hannoversche Regionalbischöfin Petra Bahr geht der Frage nach, wie eine christliche Identität zu definieren wäre. Der Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann fragt sich, ob es früher überhaupt so etwas wie eine „deutsche Identität“ gab.
Und mit der Schriftstellerin Mithu Sanyal erkunden wir in im Interview die Höhen und Tiefen der Identitätspolitik.

Trauer am Arbeitsplatz

Jährlich sterben in Deutschland rund 140 000 Menschen, die unter Arbeitsvertrag stehen und trauernde Kolleg:innen hinterlassen. Diese müssen nach kurzer Zeit wieder in den Arbeitsalltag zurückkehren. Der Umgang mit ihrer Trauer ist jedoch für viele Arbeitgeber ein ungeklärtes Feld, da professionelle Hilfe oft fehlt und über das Thema in Betrieben und Büros wenig gesprochen wird. Nicola Gazzo beschäftigt sich beruflich mit dem Thema und beschreibt, was ein Arbeitgeber tun kann, wenn Angestellte trauern.

Emmi Bonhoeffers Chronik

Die Theologin Jutta Koslowski präsentiert in *zeitzeichen* eine bisher unveröffentlichte Chronik, die Emmi Bonhoeffer, die Ehefrau von Dietrich Bonhoeffers Bruder Klaus Bonhoeffer, im Jahre 1945 über die letzten Monate des Zweiten Weltkriegs verfasst hat. Ein Dokument von berührender zeitgeschichtlicher Bedeutung, in dem unter anderem von einem spontanen Treffen mit dem NS-Blutrichter Roland Freisler berichtet wird.

Pfarrer und Guerillaheerführer

Über das abenteuerliche Leben des hugenottisch-waldensischen Pfarrers und Guerillaheerführers Henri Arnaud berichtet Petra Ziegler. Der Theologe, der vor dreihundert Jahren starb, erlebte die Vertreibung waldensischer Gemeinden im Zuge der rücksichtslosen Katholisierungspolitik des französischen Königs Ludwig XIV. Arnaud gelang es aber, ab August 1689 eine Truppe von etwa 1 000 expatriierten Waldensern vom Genfersee aus in die Waldensertäler zurückzuführen. Dort konnten sie sich trotz militärischer Unterlegenheit Monate lang halten – eine für die Waldenser-Bewegung sehr wichtige historische Erfahrung.

Exklusiv für **zeit**zeichen-*Abonnenten*

10% Rabatt auf alle Artikel[1] aus dem chrismonshop [2/3]

Alle Artikel finden Sie unter www.chrismoshop.de – hier ein kleiner Auszug:

[1] Bücher ausgenommen (Preisbindung)
[2] Bis zu einem Bestellwert von 500,– Euro innerhalb eines Kalenderjahres
[3] Bereits rabattierte Angebote sind von dieser Aktion ausgeschlossen
*Ihre Kundennummer (8-stellig) finden Sie entweder auf der Rechnung oder über der Versandadresse auf Ihrem Heft

Bestellcoupon

Liegt der Bestellwert unter 20 Euro, fällt eine Versandkostenpauschale in Höhe von 3 Euro an. Die Lieferung erfolgt bis zum Bestellwert von 150 Euro auf Rechnung (Bonität vorausgesetzt), ab 150 Euro gegen Vorkasse. Bei Bestellungen aus dem Ausland wird unabhängig vom Bestellwert das Auslandsporto gesondert berechnet, die Bezahlung erfolgt gegen Rechnung, der Warenversand erfolgt nach Zahlungseingang. Dieses Angebot gilt, solange der Vorrat reicht.

Expl.	Artikel	Bestellnr.	Stück-preis

Ihre zeitzeichen-Kundennummer* (unbedingt angeben!)

Name/Vorname

Institution

Straße

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Ort/Datum

Unterschrift

chrismonshop
Für dich. Für alle. Von Herzen.

Evangelische Verlagsanstalt GmbH
Blumenstraße 76
04155 Leipzig

Telefax: 03417/11 41-50
E-Mail: chrismonshop@eva-leipzig.de

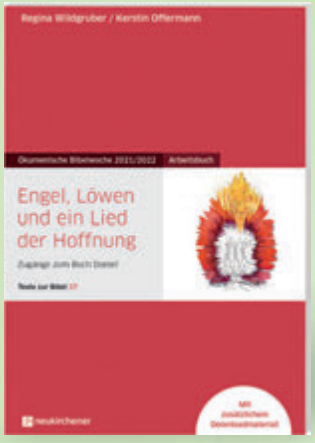
Um die o. g. Konditionen zu erhalten, sind Bestellungen nur über diesen Coupon möglich – bitte auch unbedingt Ihre Kundennummer* eintragen.

Neue Bücher für Ihre Gemeindearbeit im Herbst 2021.

Alle Herbstnovitäten aus der Deutschen Bibelgesellschaft finden Sie in unserem Gesamtverzeichnis »AKTUELL Herbst 2021«.

BIBEL FÜR HEUTE 2022
Matthias Büchle (Hg.), Michael Diener (Hg.), Karsten Hüttmann (Hg.)
14,5 × 21,5 cm, 400 Seiten, Festeinband,
ISBN 978-3-438-0**6150**-8
€(D) **17,00** €(A) 17,50

Erscheint am 23. August 2021



ÖKUMENISCHE BIBELWOCHE 2021/22

ARBEITSBUCH
Engel, Löwen und ein Lied der Hoffnung
16,5 × 23 cm, 160 Seiten, Kartoniert
ISBN 978-3-438-0**6760**-9
€(D) **24,00** €(A) 24,70

GEMEINDEHEFT
48 Seiten
ISBN 978-3-438-0**6762**-3
€(D) **3,50** €(A) 3,60

TEILNEHMERHEFT
48 Seiten
ISBN 978-3-438-0**6761**-6
€(D) **2,70** €(A) 2,80

PLAKAT
1 Blatt
GTIN 42-505721-**0181**-0
€(D) **3,99** €(A) 4,10

Erscheint am 23. August 2021

MEIN BIBELLEXIKON
Michael Jahnke (Hg.), Thomas Georg (Ill.),
23 × 28,5 cm, 320 Seiten, gebunden
ISBN 978-3-438-0**4698**-7
€(D) **19,99** €(A) 20,50

Erscheint am 25. Oktober 2021

Wie Kinder lernen können, die Bibel zu verstehen.

NEU

DIE METHODENBIBEL
Altes Testament und Neues Testament
Sara Schmidt
37 Bibeltexte – 111 Methoden
Mit zahlreichen farbigen Abbildungen
Für Kinder von 6 bis 12 Jahren
17,2 × 23,6 cm, 192 Seiten
Festeinband, Fadenbindung

Altes Testament, Band 1
Von Schöpfung bis Josua
ISBN 978-3-438-0**4087**-9
€(D) **19,95** €(A) 20,50

Neues Testament, Band 2
Geburt und Leben Jesu
ISBN 978-3-438-0**4088**-6
€(D) **19,95** €(A) 20,50

Neu! Altes Testament, Band 3
Von Josua bis Richter
ISBN 978-3-438-0**4096**-1
€(D) **19,95** €(A) 20,50

Erscheint am 25. Oktober 2021

DEUTSCHE BIBEL GESELLSCHAFT

Balinger Straße 31 A | 70567 Stuttgart | www.die-bibel.de

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder unter www.die-bibel.de/shop